



Justus H. Ulbricht (Hrsg.)

# **Das Ende des Alten Europa**

Der Erste Weltkrieg in Geschichte und Erinnerung  
mitteleuropäischer Regionen

Justus H. Ulbricht (Hrsg.)

**Das Ende des Alten Europa**

Der Erste Weltkrieg in Geschichte und Erinnerung  
mitteleuropäischer Regionen

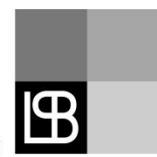


**Justus H. Ulbricht (Hrsg.)**

im Auftrag der Sächsischen Landeszentrale für politische Bildung

## **Das Ende des Alten Europa**

Der Erste Weltkrieg in Geschichte und Erinnerung  
mitteleuropäischer Regionen



Sächsische Landeszentrale  
für politische Bildung

Diese Publikation stellt keine Meinungsäußerung der Sächsischen Landeszentrale für politische Bildung dar. Für den Inhalt tragen die Autoren die Verantwortung.

Diese Ausgabe ist nicht für den Verkauf bestimmt. Sie wird für Zwecke der politischen Bildung im Freistaat Sachsen kostenlos abgegeben.

### **Impressum**

Justus H. Ulbricht (Hrsg.)  
im Auftrag der Sächsischen Landeszentrale für politische Bildung,  
Das Ende des Alten Europa. Der Erste Weltkrieg in Geschichte und Erinnerung mitteleuropäischer Regionen, 1. Auflage, Dresden 2016

Druck: Stoba-Druck GmbH Lampertswalde, [www.stoba-druck.de](http://www.stoba-druck.de)

**Titelbild:**

Verdun, Kriegsgräberstätte Douaumont, Frankreich (Ziko 2014, CC BY-SA 3.0)

© Sächsische Landeszentrale für politische Bildung, Dresden 2016

Sächsische Landeszentrale für politische Bildung  
Schützenhofstraße 36  
01129 Dresden  
[www.slpb.de](http://www.slpb.de)  
[publikationen@slpb.smk.sachsen.de](mailto:publikationen@slpb.smk.sachsen.de)

## Inhaltsverzeichnis

Grußwort <i>Bernd Lange</i>	6
Vorwort <i>Justus H. Ulbricht</i>	7
Untergang der „Welt von Gestern“ – Der Erste Weltkrieg als europäische Katastrophe. Geschichte und Erinnerung <i>Justus H. Ulbricht</i>	15
„So zerbrechen auch uns heute alle rationellen Berechnungen“. Erwartung und Erfahrung im Ersten Weltkrieg <i>Jörn Leonhard</i>	27
Die Kontinuität der Brüche und der Kampf zwischen Demokratie und Diktatur als Signum des 20. Jahrhunderts <i>Günther Heydemann</i>	45
Unsere Feinde jenseits und diesseits der Grenze. Die Ethnisierung der Imperien 1914-1918 <i>Włodzimierz Borodziej/Maciej Górný</i>	55
Die Rolle von Schulbüchern im deutsch-polnischen Grenzkonflikt 1918-1933 <i>Agnes Laba</i>	65
Vom Heroismus zur Tragödie. Der Erste Weltkrieg im tschechischen Gedächtnis <i>Rudolf Kučera</i>	79
Die Ukrainische Volksrepublik zwischen Ost und West. Vom Glückskind des Ersten Weltkriegs zum Erzfeind der Nachbarn <i>Mykola Kuschnir</i>	85
Der Erste Weltkrieg, das Ende der Habsburgermonarchie und das Banat <i>Anton Sterbling</i>	97
Autorenverzeichnis	109

## **Grußwort**

Das europäische Gedenkjahr an den Ersten Weltkrieg war Anlass für eine internationale Tagung, die am 27. und 28. November 2014 in Herrnhut in der Oberlausitz stattfand.

Die Tagung zum Thema „1914-1918: Das Ende des ‚alten Europa‘ und der Beginn des europäischen Bürgerkriegs“ beabsichtigte, über Nach- und Fernwirkungen in der Geschichte mitteleuropäischer Gesellschaften nachzudenken, über reale Geschichte und Formen der Erinnerungskultur an Kriege, Gewalt herrschaft und andere Verwerfungen. Der Fokus war dabei auf Mittel- und Ostmitteleuropa gerichtet. Hochkarätige Referenten waren dazu eingeladen und lieferten den Tagungsteilnehmern hervorragende Beiträge zum Thema.

Ich freue mich, dass es in Zusammenarbeit mit den Initiatoren der Sächsischen Landeszentrale für politische Bildung, der Akademie Herrnhut für politische und kulturelle Bildung, der Umweltbibliothek Großhennersdorf e.V., dem Hannah-Arendt-Institut für Totalitarismusforschung e.V. und der TU Dresden gelungen ist, von dieser ersten gemeinsamen Veranstaltung eine Dokumentation herauszugeben, die einerseits die Tagung rekapitulieren lässt aber andererseits Anregung sein soll, sich vertiefend mit dem nicht nur für Europa bedeutsamen Ereignis zu beschäftigen.

Ich danke allen, die sich für die Tagung und für das Erscheinen der Broschüre engagiert haben und hoffe insbesondere, dass die vorgelegte Druckschrift Unterstützung für Lehrer und Schüler bei der Behandlung und Bewertung geschichtlicher Prozesse bietet.

Insbesondere danke ich der Sparkasse Oberlausitz-Niederschlesien, die zur Finanzierung des Vorhabens beigetragen hat, und dem Redakteur und Tagungsleiter Herrn Dr. Justus H. Ulbricht, der maßgeblich für das Erscheinen des Tagungsbandes sorgte.

**Bernd Lange**  
*Landrat des Landkreises Görlitz*

## **Vorwort**

### **Ein Jahr danach....**

Das Jahr 2015 stand ganz im Bann zweier Erinnerungen und der entsprechenden medialen und publizistischen Aufarbeitung der Vergangenheit, die – man sollte das nie vergessen – aus dem Blickwinkel der Gegenwart erfolgt und mit der Hoffnung verbunden ist, dass wir und unsere europäischen Gesellschaften eine Zukunft haben, die man weitgehend als friedlich, human, angenehm und somit erfreulich bezeichnen kann. – Das vergangene 20. Jahrhundert ist bei solchen Überlegungen Menetekel und Vorbild zugleich.

### **I.**

Wir erinnerten uns im Jahr 2015 an das Ende des Zweiten Weltkriegs und damit die Befreiung Europas und Deutschlands vom Nationalsozialismus, an dessen Völker mordende und Menschen unterdrückende Politik. Die Deutschen sehen sich in der Rückschau wie im Gegenwartsbewusstsein gleichermaßen in der besonderen Pflicht zur schonungslosen, nüchternen, offenen Erinnerung; und unsere Nachbarn – zum Teil Gegner und Opfer von einst – sehen das genauso.<sup>1</sup> Doch ist das Erinnern von Verbrechen<sup>2</sup> bekanntermaßen besonders schwer, wenn auch die Lust an der Verdrängung und am bewussten Verschweigen – getreu dem Motto: „Das habe ich getan“ sagt mein Gedächtnis. Das kann ich nicht getan haben – sagt mein Stolz und bleibt unerbittlich. Endlich – gibt das Gedächtnis nach<sup>3</sup> – die im Nachkriegsdeutschland herrschte, zumeist überwunden sind.<sup>4</sup>

---

<sup>1</sup> Interessant ist der Vergleich von nationalen Erinnerungskulturen; vgl. älteren Band von Harald Welzer (Hrsg.): Der Krieg der Erinnerung. Holocaust, Kollaboration und Widerstand im europäischen Gedächtnis. Frankfurt/M. 2007; Christoph Cornelissen, Lutz Klinkhammer, Wolfgang Schwentker (Hrsg.): Erinnerungskulturen. Deutschland, Italien und Japan seit 1945. Frankfurt/M. 2003. – Auch im Bereich interkultureller Forschungen zu Gedächtnis an Diktaturen und Staatsverbrechen reißt die Flut der neuen Publikationen nicht ab.

<sup>2</sup> Vgl. Volkhard Knigge, Norbert Frei (Hrsg.): Verbrechen erinnern. Die Auseinandersetzung mit Holocaust und Völkermord. München 2002. – Die Literatur zu diesen Aspekten der individuellen und nationalen Erinnerung ist unübersehbar und wird daher verständlicherweise hier nicht ausführlich zitiert.

<sup>3</sup> Vgl. Friedrich Nietzsche: Jenseits von Gut und Böse. Viertes Hauptstück: Sprüche und Zwischenspiele. In: ders.: Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe [KSA]. Hrsg. v. Giorgio Colli u. Mazzino Montinari. München 1988, Band 5, S. 86, Aphorismus 68. – Die Orthographie wurde von mir angepasst.

<sup>4</sup> Vgl. auch den anregenden Essay von Christian Meier: Das Gebot zu Vergessen und die Unabwendbarkeit des Erinnerns. Vom öffentlichen Umgang mit schlimmer Vergangenheit. Bonn 2010.

Die Flut der journalistischen und streng wissenschaftlichen Erzeugnisse zur Geschichte des Nationalsozialismus und zur Shoah, seiner Kultur und Gesellschaft, Politik und Religion sowie zu einzelnen Protagonisten des Regimes, reißt nicht ab. Längst hat der Nationalsozialismus eine „zweite Geschichte“<sup>5</sup> nämlich die seiner Deutung und Aufarbeitung. Doch kritisch-polemische Wortmeldungen wie die von Hannes Heer,<sup>6</sup> Götz Aly<sup>7</sup>, Harald Welzer<sup>8</sup>, Ulrike Jureit<sup>9</sup> und Aleida Assmann<sup>10</sup> zeigen uns, dass die Debatte unter den Nachkommen der „Täter, Opfer, Zuschauer“<sup>11</sup> nicht aufhört – auch wenn wir nun in eine Epoche eintreten, die künftig ohne die Stimme der Zeitzeugen und der Erlebnisgenerationen wird auskommen müssen.

## II.

Längst befinden wir uns außerdem im „Kampf um die europäische Erinnerung“<sup>12</sup> und im Zeitalter des Diktaturenvergleichs,<sup>13</sup> denn mit dem Jahr 1989 wurde ein neuer, möglichst unverstellter Blick auf die Menschheitsverbrechen des Stalinismus, auf unser „Europa zwischen Hitler und Stalin“<sup>14</sup> möglich. Fünfundzwanzig Jahre nach der deutschen Wiedervereinigung schauen wir weiterhin auf das Unrechtsregime in der DDR

---

<sup>5</sup> Vgl. Peter Reichel, Harald Schmid, Peter Steinbach (Hrsg.): Der Nationalsozialismus – Die zweite Geschichte. Überwindung – Deutung – Erinnerung. Bonn 2009.

<sup>6</sup> Hannes Heer: „Hitler war's“. Die Befreiung der Deutschen von ihrer Vergangenheit. Berlin 2005; ders.: Vom Verschwinden der Täter. Der Vernichtungskrieg fand statt, aber keiner war dabei. Berlin 2004.

<sup>7</sup> Vgl. aus Götz Alys umfangreicher Produktion vor allem die Bücher: Hitlers Volksstaat. Raub, Rassenkrieg und nationaler Sozialismus. Frankfurt/M. 2005; Warum die Deutschen? Warum die Juden? Gleichheit, Neid und Rassenhass. Frankfurt/M. 2011; Die Belasteten. „Euthanasie“ 1939–1945. Eine Gesellschaftsgeschichte. Frankfurt/M. 2013.

<sup>8</sup> Harald Welzer: Verweilen beim Grauen. Essays zum wissenschaftlichen Umgang mit dem Holocaust. Tübingen 1997; Dana Giesecke, ders.: Das Menschenmögliche. Zur Renovierung unserer deutschen Erinnerungskultur. Hamburg 2012.

<sup>9</sup> Ulrike Jureit, Christian Schneider: Gefühlte Opfer. Illusionen der Vergangenheitsbewältigung. Bonn 2010.

<sup>10</sup> Aleida Assmann: Das neue Unbehagen an der Erinnerungskultur. Eine Intervention. München 2013. – Assmann gehört – zusammen mit ihren Mann Jan Assmann – zu den einflussreichen Wortführern erinnerungskultureller Debatten in den letzten 25 Jahren. Für unseren unmittelbaren Zusammenhang wichtig sind: Aleida Assmann, Ute Frevert: Geschichtsvergessenheit. Geschichtsversessenheit. Vom Umgang mit deutschen Vergangenheiten nach 1945. Stuttgart 1999; Aleida Assmann: Der lange Schatten der Vergangenheit. Erinnerungskultur und Geschichtspolitik. Bonn 2007 [zuerst München 2006].

<sup>11</sup> Vgl. Raul Hilberg: Täter, Opfer, Zuschauer. Die Vernichtung der Juden 1933–1945. Frankfurt/M. 1997 [engl. Zuerst 1992].

<sup>12</sup> Claus Leggewie: Der Kampf um die europäische Erinnerung. Ein Schlachtfeld wird besichtigt. München 2011.

<sup>13</sup> Für den deutschen Fall s. Günther Heydemann, Heinrich Oberreuter (Hrsg.): Diktaturen in Deutschland – Vergleichsaspekte. Strukturen, Institutionen und Verhaltensweisen. Bonn 2003.

<sup>14</sup> Timothy Snyder: Bloodlands. Europa zwischen Hitler und Stalin. München 2014 [2. Aufl., erstmals in Deutsch 2013, engl. Original 2010].

zurück – in deren problematischer Geschichte das gelebte Leben unserer „neuen“ Mitbürger allerdings nicht aufgeht. Unverkennbar prägt die innerdeutsche Debatte über die DDR als einer nun gemeinsamen deutschen Vergangenheit der Berliner Republik die damit einhergehenden kontroversen Deutungen sowie aktuelle, politisch gewünschte Sprachregelungen im erinnernden Umgang<sup>15</sup> mit der sogenannten „zweiten deutschen Diktatur“ wiederum auch unseren Blick nach Mittel- und Osteuropa sowie dessen post-sozialistische Gesellschaften – wie umgekehrt auch die Einschätzung in der zeitgenössischen bundesrepublikanischen Gesellschaft von der Geschichte des Nationalsozialismus auf aktuelle Interpretationen der DDR-Vergangenheit abfärbt.

Das 25. Anniversarium der Wiedervereinigung lädt allerdings auch dazu ein, Kosten und Nutzen des Vereinigungsprozesses erneut zu debattieren. Hier ist der Chor der beteiligten Stimmen ebenso vielfältig, widersprüchlich und bisweilen atonal, wie die individuelle Lebenserfahrung verschiedener Generationen und Menschen nach 1989 höchst unterschiedlich ist.

Zur Bilanz der Frage, wie unsere Gesellschaft nach 1989 zu dem geworden ist, was sie heute zu sein scheint, kommen aktuelle Problemlagen von höchster Dringlichkeit. Die Themen „Flucht“, „Asyl“ und „Migration“ dominieren die mediale Vervielfältigung unserer Welt, die öffentliche Meinung und die privaten Debatten. Vor dem Hintergrund des weltweiten Flüchtlingselends, das sich als menschliches Einzelschicksal längst nicht mehr nur vor unserer Haustür, sondern längst innerhalb des „europäischen“ oder „deutschen Hauses“ abspielt, fragen sich viele unserer Zeitgenossen, wie es nun weitergeht und welche Zukunft für den Einzelnen wie unsere Gesellschaften möglich sein wird.

### III.

Fast ausgelöscht scheint im Kontext der hier nur kurz skizzierten Problemlagen eine Erinnerungsspur, die 2014 das kulturelle Gedächtnis Europas und die öffentliche Erinnerung auf unserem Kontinent, wenn nicht gar in der Welt, so intensiv beschäftigt hat: die Erinnerung an den Beginn des Ersten Weltkriegs im Sommer 1914.

Mitte der 1920er Jahre erinnert sich Lord Edward Grey, zwischen 1905 und 1916 britischer Außenminister, an seine Gefühle beim Ausbruch des Ersten Weltkrieges. Er habe eines Abends – vermutlich am 3. August 1914 – zu

---

<sup>15</sup> Vgl. Martin Sabrow u. a. (Hrsg.): Wohin treibt die DDR-Erinnerung. Dokumentation einer Debatte. Göttingen 2007. – Unverzichtbar für das Verständnis der aktuellen Diskussionen um die DDR-Geschichte und deren Deutung ist Carola S. Rudnick: Die andere Hälfte der Erinnerung. Die DDR in der deutschen Geschichtspolitik nach 1989. Bielefeld 2011.

einem Freund gesagt, der ihn im Foreign Office besuchte: „Die Lampen gehen in ganz Europa aus, wir werden sie in unserem Leben nie wieder leuchten sehen.“<sup>16</sup> Dieses Diktum wurde sprichwörtlich und fand seinen Weg auch in die wissenschaftliche Literatur über die „Urkatastrophe“ des 20. Jahrhunderts. Andere Zeitgenossen, wie etwa der österreichische Schriftsteller Stefan Zweig, sprachen später – angesichts der Katastrophe des Nationalsozialismus – von einer „Welt von Gestern“<sup>17</sup>, die allerdings schon 1914 untergegangen sei.

Der expressionistische Künstler Ludwig Meidner malte schon vor Kriegsbeginn die „Apokalyptische Stadt“. Das erste Bild entstand im Jahr 1912, ein zweites 1913 und ein drittes im Jahr 1916, also schon mitten im Krieg. Letzteres findet sich auf dem Cover des Buches von Volker Berghahn über „Europa im Zeitalter der Weltkriege“.<sup>18</sup> Dieses Szenario der Zerstörung, das Ludwig Meidner schon 1912 und 1913 vor Augen hat und das dann im und nach dem Krieg ein wichtiges Thema für ihn bleibt, verweist auf die Tatsache, dass Ahnungen vom Ende der „Alten Welt“ zum Zeitgeist der Vorkriegszeit gehört haben. Man ist damals gerade in Deutschland nicht nur „Bereit zum Krieg“<sup>19</sup>, sondern vor allem Intellektuelle und Künstler sehnen einen großen Krieg regelrecht herbei, von dem sie eine Wiedergeburt von Kultur und Gesellschaft, ja eine neue Zeit erwarten. So berichtet etwa Stefan Zweig von der eigenen, gleichwohl kurzen Begeisterung im August 1914:

„Um der Wahrheit die Ehre zu geben, muß ich bekennen, daß in diesem ersten Aufbruch der Massen etwas Großartiges, Hinreißendes und sogar Verführerisches lag, dem man sich schwer entziehen konnte. [...] Wie nie fühlten Tausende und Hunderttausende Menschen, was sie besser im Frieden hätten fühlen sollen: daß sie zusammengehörten. [...] Alle Unterschiede der Stände, der Sprachen, der Klassen, der Religionen waren überflutet für diesen einen Augenblick von dem strömenden Gefühl der Brüderlichkeit.“<sup>20</sup>

Auch wenn wir heute wissen, dass diese nationale Begeisterung im Fieber des August 1914 längst nicht von allen Zeitgenossen in Deutschland, Österreich

<sup>16</sup> Edward Grey: Fünfundzwanzig Jahre Politik. Memoiren 1892-1916. München 1926, Band 2, S. 18.

<sup>17</sup> Stefan Zweig: Die Welt von Gestern. Erinnerungen eines Europäers. Frankfurt/M. 1985 (134.-140. Tsd.).

<sup>18</sup> Volker Berghahn: Europa im Zeitalter der Weltkriege. Die Entfesselung und Entgrenzung der Gewalt. Frankfurt/M. 2002.

<sup>19</sup> Jost Dülffer, Karl Holl (Hrsg.): Bereit zum Krieg. Kriegsmentalität im wilhelminischen Deutschland 1890-1914. Göttingen 1986.

<sup>20</sup> Stefan Zweig: Die Welt von Gestern. Erinnerungen eines Europäers. Frankfurt/M. 1985 (134.-140. Tsd.), S. 258f.

oder anderen europäischen Ländern geteilt wurde<sup>21</sup> – sie war hauptsächlich auf das Bürgertum und vor allem dessen gebildete Schichten beschränkt –, so steht doch unzweifelhaft fest, dass im Ersten Weltkrieg das alte Europa untergegangen ist. Andere warnten vor dem Krieg als Endzeitkatastrophe – doch keiner ahnte, was dann ab August 1914 Wirklichkeit werden sollte. Das Gesicht des ersten totalen Krieges der europäischen Geschichte trug Züge, die sich selbst die stärkste künstlerische Phantasie nicht hatte vorstellen können.

Neuere Forschungen erweitern die Perspektive und schildern die Zeit zwischen dem Ende des langen 19. Jahrhunderts und dem Zusammenbruch des Nationalsozialismus, also die Jahre von 1914 bis 1945, im Zusammenhang einer europäischen Gewaltgeschichte der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts<sup>22</sup> oder gar in globaler Perspektive,<sup>23</sup> in der die kolonialpolitischen und weltwirtschaftlichen Verflechtungen und Konkurrenzen der europäischen Großmächte Berücksichtigung finden. Von einem „zweiten Dreißigjährigen Krieg“ ab 1914 hatten schon so bekannte Staatsmänner wie Charles de Gaulle oder Winston Churchill gesprochen. Auch diese Einschätzung und Kennzeichnung ging in den wissenschaftlichen Diskurs unserer Tage ein.<sup>24</sup> Ob jedoch Sehnsucht nach dem Krieg oder Warnung vor der Katastrophe – die Gesellschaften und Kulturen der klassischen Moderne und der Erste Weltkrieg sind miteinander unauflöslich verschränkt. Dies gilt nicht nur in weltgeschichtlicher, europäischer oder nationaler Perspektive, sondern auch dann, wenn man einzelne Territorien, Regionen, Städte und Ortschaften genauer in den Blick nimmt und fragt, wie denn der „große Krieg“ – den Engländer und Franzosen bis heute so nennen – das Leben der „kleinen Leute“ an der seinerzeit so genannten „Heimatfront“ verändert, geprägt oder gar vollkommen durcheinandergebracht hat.

Die Nachwirkungen der „Urkatastrophe“ zwischen 1914 und 1918 sind dabei nicht allein verkörpert in den musealisierten Sachzeugen des Vergangenen, in zahlreichen Denkmälern, den Kriegsgräbern auf tausenden europäischen Friedhöfen oder im wissenschaftlichen Disput über das Schlafwandeln der politischen Eliten und großer Teile der Bevölkerung Europas vor 1914. Der Erste Weltkrieg, der dem familialen Gedächtnis in der Regel vollkommen entschwunden ist, bleibt eine kodifizierte Erinnerung, eine

---

<sup>21</sup> Jeffrey Verhey: Der „Geist von 1914“ und die Erfindung der Volksgemeinschaft. Hamburg 2000.

<sup>22</sup> Enzo Traverso: Im Bann der Gewalt. Der europäische Bürgerkrieg 1914-1945. Berlin 2008.

<sup>23</sup> Daniel Marc Segesser: Der Erste Weltkrieg in globaler Perspektive. Wiesbaden 2010.

<sup>24</sup> Hans-Ulrich Wehler: Deutschland am Ende des langen 19. Jahrhunderts: Das Janusgesicht von Moderne und Tradition vor dem Beginn des neuen „Dreißigjährigen Krieges“. In: Ders.: Deutsche Gesellschaftsgeschichte. Dritter Band. München 1995, S. 1250-1295.

Vergleichsfolie, mit der wir operieren auch dann, wenn wir unsere aktuelle Gegenwart betrachten.

#### **IV.**

In welcher Form diese alten Kriegsgeschichten dem kulturellen Gedächtnis von Regionen – vor allem solchen in europäischen Grenzgebieten – eingeschrieben ist, war die Ausgangsfrage bei der Planung einer Konferenz in der Akademie Herrnhut mit dem Titel „Das Ende des ‚alten Europa‘. Der Erste Weltkrieg in Geschichte und Erinnerung mitteleuropäischer Regionen“.

Diese vom 27. bis 28. November 2014 veranstaltete Konferenz nahm das europäische Gedenkjahr an den Ersten Weltkrieg zum Anlass, über dessen Nach- und Fernwirkungen in der Geschichte mitteleuropäischer Gesellschaften nachzudenken. Sie widmete sich der Real- und Erinnerungsgeschichte des Ersten Weltkriegs und richtete den Fokus auf Mittel- und Ostmitteleuropa, vor allem aber auf die Grenzregion Polen-Deutschland-Tschechien in der unmittelbaren Nachbarschaft des Landkreises Görlitz. Außerdem nahm sie das Banat und die Ukraine in den Blick. Die Geschichte der in diesen Regionen lebenden Menschen ist auf mannigfaltige Weise durch Grenzverschiebungen, Migrationen, Vertreibungen, durch Besatzung und die Erfahrungen totalitärer Diktaturen im 20. Jahrhundert geprägt worden. Ausgehend von der in Westeuropa sogenannten „Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts“ fragte die Tagung nach der realen Geschichte und nach Formen der Erinnerungskultur an Kriege, Gewaltherrschaft und andere Verwerfungen.

Es ging der Tagung dabei um den Transfer wissenschaftlicher Erkenntnisse in die interessierte Öffentlichkeit sowie um Impulse für eine zivilgesellschaftliche Debatte über die Bedeutung vergangener Ereignisse für die der Bundesrepublik unmittelbar benachbarten Gesellschaften und Nationen. Die Konferenz hatte den Anspruch, Wissenschaftler, Lehrer, Pädagogen, Akteure zivilgesellschaftlicher Prozesse und Träger politischer Verantwortung zusammen zu bringen. Sie sollte der Anfang von weiteren Tagungen sein, die andere Aspekte des großen Themas vertiefen und erweitern.

Die vorliegende Publikation versteht sich als Tagungsdokumentation. Dazu wurden die Beiträge der Referentinnen und Referenten nur sparsam überarbeitet und durch Anmerkungen ergänzt – nicht zuletzt deshalb, weil sich so die Lebendigkeit und Anschaulichkeit der gehaltenen Referate besser übermitteln lässt. Denn es war die Lebhaftigkeit und das Engagement der Vorträge bzw. der Vortragenden, die maßgeblich zum Niveau und der Spannung der Diskussion zwischen den „Spezialisten“ und dem Publikum

beitragen haben. Zudem richtet sich diese Veröffentlichung – ebenso wie die Tagung selbst – nicht an ein akademisches Fachpublikum, sondern an die interessierte Öffentlichkeit. Daher möchten wir einen allzu spezialisierten, mit akademischer Gelehrsamkeit überfrachteten Sprachgestus vermeiden.

### **Danksagung**

Besonders ist an dieser Stelle Andreas Schönfelder von der Umweltbibliothek Großhennersdorf zu danken, der gemeinsam mit dem Landrat des Kreises Görlitz, Bernd Lange und dessen Kulturreferenten Joachim Mühle, zuerst die Idee für die Konferenz hatte und beharrlich dafür geworben hat. Die Umweltbibliothek stellte überdies für die Dauer der Konferenz in Herrnhut eine Ausstellung zum Geschehen des Ersten Weltkriegs in der Grenzregion um Görlitz zur Verfügung.

Ein ebenso herzlicher Dank geht an Thomas Widera vom Dresdner Hannah-Arendt-Institut, der von Anbeginn an zu den Ideengebern und Mitplanern der Herrnhuter Tagung gehört hat. Er hat zudem gemeinsam mit dem Herausgeber dieser Publikation Ende 2014 die Tagung moderiert.

Zu danken ist weiterhin der Sächsischen Landeszentrale für politische Bildung, die sofort bereit war, sowohl die Tagung als auch diese Publikation logistisch und finanziell zu unterstützen. Im Auftrag der Landeszentrale hat der Herausgeber diese Veröffentlichung betreut, lektoriert und zum Druck vorbereitet.

Und schließlich danken wir den Referentinnen und Referenten der Tagung für ihre Teilnahme sowie die Bereitschaft, ihre Manuskripte zum Druck zur Verfügung zu stellen.

Zu hoffen ist, dass sich die ursprüngliche Intention unseres Vorhabens, für eine Reihe weitere erinnerungskultureller regionsbezogener Tagungen einen Anfangspunkt zu setzen, wird umsetzen lassen.

*Dresden, im Februar 2016*

*Justus H. Ulbricht*



*Justus H. Ulbricht*

## **Untergang der „Welt von Gestern“. Der Erste Weltkrieg als europäische Katastrophe. Geschichte und Erinnerung**

In Deutschland, Europa und der Welt hat man sich im Jahre 2014 mittels medialer und publizistischer Trommelfeuer an den Ausbruch des Ersten Weltkriegs vor einhundert Jahren erinnert.<sup>25</sup> Schnell war dabei das klassische Zitat George F. Kennans zur Hand, der von der „Urkatastrophe“ des 20. Jahrhunderts gesprochen hat, jenes von anderen als „Zeitalter der Extreme“<sup>26</sup> bezeichnete Saeculum, das als „kurzes 20. Jahrhundert“ mit einem fürchterlichen Krieg begann und in einer „friedlichen Revolution“ endete – um dann allerdings anders als erwartet und nicht in allen Ländern friedlich weiter zu gehen. – Der folgende Beitrag<sup>27</sup> möchte einen panoramatischen, eher essayistischen und gerade deshalb hoffentlich anregenden Überblick über die Real- und die Deutungsgeschichte des Ersten Weltkriegs bieten – deren beider Spuren uns bis heute noch beschäftigen.

### **August 1914 – ein mythisches Datum**

Wer das kollektive Tagebuch europäischer Künstler, Intellektueller und Schriftsteller durchblättert, das 2008 unter dem Titel „Endzeit Europa“ erschienen ist,<sup>28</sup> erstaunt über den Konsens der meisten hier versammelten Autoren. Sie verkünden triumphierend, in einer „großen Zeit“ zu leben und äußern vielfach das Bedauern, nur „Gedankendienst“ leisten zu können, statt an der Front stehen zu dürfen.<sup>29</sup> Erstaunen dürfte man heutzutage auch über

---

<sup>25</sup> Die Flut alter und seit 2013 neuer Publikationen zur Geschichte des Ersten Weltkriegs ist unüberschaubar geworden. Orientierung versprechen nun Niels Werber, Stefan Kaufmann, Lars Koch (Hrsg.): Erster Weltkrieg. Kulturwissenschaftliches Handbuch. Stuttgart, Weimar 2014. Unverzichtbar ist auch Gerhard Hirschfeld, Gerd Krumeich, Irina Renz (Hrsg.): Enzyklopädie Erster Weltkrieg. Paderborn u. a. 2009.

<sup>26</sup> Eric Hobsbawm: Das Zeitalter der Extreme. Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts. München 1995.

<sup>27</sup> Duktus und Aufbau des Vortrags auf der Herrnhuter Tagung wurden beibehalten; Literatur spärlich ergänzt. Dieser Beitrag entstand ursprünglich als ‚Ersatz‘ für den Jörn Leonhards, der auf der Tagung kurzfristig verhindert war – insofern sind einige Überschneidungen zwischen diesem Beitrag und dem Leonhards in diesem Band nun nicht zu vermeiden.

<sup>28</sup> Endzeit Europa. Ein kollektives Tagebuch deutschsprachiger Schriftsteller, Künstler und Gelehrter im Ersten Weltkrieg. Hrsg. v. Peter Walther. Göttingen 2008.

<sup>29</sup> Vgl. zur Rolle der Intellektuellen Ernst Piper: Nacht über Europa. Kulturgeschichte des Ersten Weltkriegs. Berlin 1913; Justus H. Ulbricht: „Die Welt der Nichtigkeiten liegt hinter uns... wir sind erwacht“. Der Krieg der Gebildeten um die deutsche Kultur. In: Krieg der Geister. Weimar als Symbolort Deutscher Kultur vor und nach 1914. Hrsg. v. Wolfgang Holler, Gudrun

die ungebrochen nationale Emphase von Gebildeten, die bis kurz vor Kriegsausbruch meist eher zu den Kritikern des Wilhelminismus bzw. der k.u.k.-Monarchie gezählt und eher Distanz zur Sphäre des Politischen kultiviert hatten als sich mit „dem Volk“, der „Nation“ oder der „Allgemeinheit“ gemein zu machen.<sup>30</sup>

Den 1914 begonnen Krieg interpretierten die Deutungseliten des wilhelminischen Deutschlands mehrheitlich von Anbeginn an als Entscheidungskampf zwischen der (deutschen) Kultur und der (westlichen) Zivilisation. Das eben vergangene Fichte-Jahr 1913<sup>31</sup> hatte zahlreiche Gebildete zudem daran erinnert, dass dieser Philosoph der Befreiungskriege in seinen berühmten „Reden an die deutsche Nation“ dem deutschen Volk eine Weltmissionsaufgabe zugeschrieben hatte. Denn es läge an den Deutschen und deren Bewährung in Kunst, Kultur, Politik und Krieg, ob die Weltgeschichte als Ganzes gelänge. Solchen – bei den Fichteanern freilich weiter verdünnten Ideen – ließen sich handfeste wirtschaftliche Interessen, Weltmachträume, alldedeutsche Expansionsideen und rasseideologische Reinigungsphantasien leicht zugesellen.

Verschwindend gering war 1914 der Mut zum Widerspruch, der bei den meisten emphatischen Befürwortern des europäischen Kampfes der Nationen erst angesichts der drohenden Niederlage der Mittelmächte, also etwa ab Ende 1916, zögerlich zu keimen begann. Karl Kraus' Erschrecken über die „Letzten Tage der Menschheit“, die er zu einem eigentlich unspielbaren Drama zu gestalten versuchte, steht ähnlich isoliert im geistigen Raum jener Kriegsjahre wie der Satz Christian Wagners gegenüber Hermann Hesse: „Bestialischer – nein, dies Wort ist noch viel zu gut – hat sich die Menschheit noch nie gezeigt.“<sup>32</sup>

Auch wenn wir heute wissen, dass die nationale Begeisterung im Fieber des August 1914 längst nicht von allen Zeitgenossen in Deutschland, Öster-

---

Püschel und Gerda Wendermann unter Mitarbeit von Manuel Schwarz. Dresden 2014, S. 166–171.

<sup>30</sup> Die wohl größten Debatten um den Weg Europas in den Krieg hat das Buch von Christopher Clarke: *Die Schlafwandler. Wie Europa in den Ersten Weltkrieg zog*. München 2012 u. ö. [jetzt auch als – freilich schon vergriffene – Lizenzausgabe bei der Bundeszentrale für politische Bildung] ausgelöst. Systematisch aus politologischer und kriegsgeschichtstheoretischer Perspektive argumentiert Herfried Münkler: *Der Große Krieg. Die Welt 1914 – 1918*. Berlin 2013 [auch bei der BpB]. Umfassend und in komparatistischer Perspektive schreibt auch Jörn Leonhard: *Die Büchse der Pandora. Geschichte des Ersten Weltkriegs*. München 2014.

<sup>31</sup> Zur damaligen Fichte-Rezeption s. Jens Nordalm: *Fichte und der Geist von 1914. Kulturgeschichtliche Aspekte eines Beispiels politischer Wirkung philosophischer Ideen in Deutschland*. In: *Fichte-Studien. Beiträge zur Geschichte und Systematik der Transzendentalphilosophie* (1999), H. 15, S. 211–232.

<sup>32</sup> Brief Christian Wagners an Hermann Hesse, 30. August 1915; zit. n. Endzeit Europa [Anm. 4], S. 104.

reich oder anderen europäischen Ländern geteilt wurde<sup>33</sup> – sie war hauptsächlich auf das Bürgertum und vor allem dessen gebildete Schichten beschränkt<sup>34</sup> –, so steht doch unzweifelhaft fest, dass im Ersten Weltkrieg das alte Europa untergegangen ist. Wenige nur hatten lange vor den Schüssen in Sarajewo vor einem europäischen Krieg als Endzeitkatastrophe gewarnt – doch keiner ahnte, was dann ab August 1914 Wirklichkeit werden sollte. Das Gesicht des ersten totalen Kriegs der europäischen Geschichte trug Züge, die sich selbst die stärkste künstlerische Phantasie nicht hatte vorstellen können.<sup>35</sup>

Was ein kritischer Zeitgenosse unserer Tage im Blick auf die Vorgänge in der Ukraine jüngst gesagt hat, könnte auch eine treffende Beschreibung des historischen Schocks von 1914 sein:

*„Europa war nie etwas Einheitliches, doch es gab die Illusion eines geistigen Raumes, mit bestimmten Werten und Traditionen, die für uns alle verbindlich sind. Diese Selbsttäuschung sieht sich gegenwärtig schweren Herausforderungen ausgesetzt. Nichts ist mehr sicher, nichts endgültig, nichts selbstverständlich. Alles, wirklich alles, soll von Grund auf in Frage gestellt werden.“<sup>36</sup>*

Der Erste Weltkrieg bedeutete also mehr als das Ende eines alteuropäischen Traums, sondern das vorläufige Ende der Idee Europa selbst. Er „bedeutete zugleich den grausamen Beginn einer neuen Phase der Moderne.“<sup>37</sup> Er „war ein Schock, weil er jedes bekannte Bild von Krieg und Frieden sprengte.“<sup>38</sup> Und er zeigte sowohl den wachen Zeitgenossen um 1914 als auch uns als spätgeborenen Betrachtern, dass unsere Zivilisation zwischen Verwilderung und Zivilisierung schwankt und ab und an dazu neigt, die Grund- und Menschenrechte – also die zugleich und gerne immer wieder beschworenen Grundlagen einer humanen Kultur – aufgrund anderer Interessen außer Kraft zu setzen.

---

<sup>33</sup> Jeffrey Verhey: Der „Geist von 1914“ und die Erfindung der Volksgemeinschaft. Hamburg 2000.

<sup>34</sup> Die aktuelle Forschung zu diesem Themenfeld fasst prägnant zusammen Steffen Bruendel: Ideologien: Mobilmachungen und Desillusionierungen. In: Werber, Kaufmann, Koch, Erster Weltkrieg. Kulturwissenschaftliches Handbuch [Anm. 1], S. 280-310.

<sup>35</sup> Anregend und anschaulich ist Thomas Schleper (Hrsg.): Aggression und Avantgarde. Zum Vorabend des Ersten Weltkriegs. Essen 2014.

<sup>36</sup> Jurko Prochasko: Kleine Europäische Revolution. In: Euromaidan. Was in der Ukraine auf dem Spiel steht. Hrsg. v. Juri Andrusowytsh. Berlin 2014, S. 113-130, Zitat S. 114.

<sup>37</sup> Vgl. Bernd Hüppauf: Erster Weltkrieg: Ende und Anfang. In: ders.: Was ist Krieg? Zur Grundlegung einer Kulturgeschichte des Krieges. Bielefeld 2013, S. 77-81, Zitat S. 77.

<sup>38</sup> Hüppauf, Was ist Krieg [Anm. 12], S. 79.

Ob jedoch Sehnsucht nach dem Krieg oder Warnung vor der Katastrophe – die Gesellschaften und Kulturen der klassischen Moderne und der Erste Weltkrieg sind miteinander unauflöslich verschränkt. Dies gilt nicht nur in weltgeschichtlicher, europäischer oder nationaler Perspektive, sondern auch dann, wenn man einzelne Territorien, Regionen, Städte und Ortschaften genauer in den Blick nimmt und fragt, wie denn der „große Krieg“ – den Engländer und Franzosen bis heute so nennen – das Leben der „kleinen Leute“ an der so genannten „Heimatfront“ verändert, geprägt oder gar vollkommen durcheinandergebracht hat.

Dies gilt es nun, genauer zu betrachten: Die Struktur der **familialen Kleingruppe** geriet durch den Weltkrieg vollkommen durcheinander. Plötzlich fehlten vielfach die Väter, älteren Söhne und Brüder. Die Jüngeren mussten nun Aufgaben bei der Organisation und Versorgung der Familien übernehmen. Zahlreiche Frauen, vor allem in den nichtbürgerlichen Schichten ohne Hausangestellte, schulterten die Doppel- und Mehrfachbelastung als Familienoberhaupt, Familienversorger und Mutter. Sie mussten physisch wie emotional mit der Abwesenheit – oder gar dem Tod – des Partners, der zunehmend miserablen Versorgung mit Lebensmitteln, erschwerten Wohnverhältnissen und den Problemen der Kinder fertig werden. Aus heutiger Perspektive ist es erstaunlich, wie lange die Frauen und die Jugendlichen bereit waren, ihre „kriegswichtigen“ Aufgaben widerspruchslös zu erfüllen.

Was die Soldaten an den Fronten wirklich erlebten, drang kaum in die Heimat. Das Grauen im Schützengraben ließ sich nicht erzählen, schon gar nicht im Brief an die Familie. Auch was die „Lieben daheim“ an täglichen Belastungen zu ertragen hatten, kam den Soldaten zumeist nicht zu Ohren. Viele Frauen wollten ihre Männer und Söhne nicht noch mit ihren Sorgen belasten. Zudem versuchte die von den obersten Militärbehörden veranlasste Presse- und Postzensur, solche Informationen zu unterdrücken, wenn das auch nicht annähernd vollständig gelang. Schließlich übernahm offene Propaganda durch „vaterländische“ Feiern, in Gottesdiensten und Schulfesten, in Kriegsreden und Kundgebungen, in der Publizistik und der Tagespresse, mit ihren Durchhalteparolen und Verhaltensanweisungen, die „Heimatfront“ zu beeinflussen.

Das unternahmen auch die **Kirchen** und deren Amtsträger in einer für uns heute kaum noch nachvollziehbaren Sprache und Weise. Eine gewisse Nähe von **Kirche** und Macht, „Thron und Altar“ existierte in Deutschland

schon seit der Reformation.<sup>39</sup> In den protestantischen Ländern und Regionen bildeten landeskirchliche Oberhoheit und staatliche Macht eine Einheit. In Preußen etwa war der König „summus episcopus“ (oberster Bischof) der Landeskirche. Seit den Befreiungskriegen entwickelten sich in zunehmendem Maße Formen eines Nationalprotestantismus bzw. Vorstellungen vom sakralen Charakter der deutschen Nation, die zum Teil auch in katholischen Milieus geteilt wurden. Solche Ideen waren unmittelbar vor Kriegsbeginn im Jahre 1913 im kollektiven Gedenken an das 100-jährige Jubiläum der Völkerschlacht und an die Befreiungskriege wiederbelebt worden.<sup>40</sup> Die Kirchen, vor allem der deutsche Protestantismus, hielten ihre nationale Tonlage und die entsprechenden ideologischen Positionen bis zum bitteren Kriegsende 1918 nahezu bruchlos durch. Doch kirchliche Würdenträger und Angestellte waren nicht allein als Propagandisten und Ideologen der „deutschen Sache“ aktiv – ebenso bedeutsam war der seelsorgerische und caritative Einsatz an Front und „Heimatfront“ sowie zahlreiche weitere Aktivitäten, mit denen das Funktionieren der Kriegsgesellschaft aufrecht erhalten werden sollte.

Auch die **Schulen** sahen sich in den Dienst der nationalen Sache gestellt. Die Schulbehörden versuchten zum einen, die unterrichtliche Versorgung aufrechtzuerhalten, obwohl zahlreiche Lehrer und ältere Schüler zum Kriegsdienst eingezogen wurden oder sich freiwillig meldeten. Auch die zu Hause gebliebenen Pädagogen und Schüler wurden aktiv. Sie sammelten kriegswichtige Materialien, leisteten vielfältige Hilfsdienste in den Gemeinden, Kommunalverwaltungen und in Industrie oder Landwirtschaft. Krieg wurde Thema im Unterricht, und die schulische Fest- und Feierkultur leistete ihren Beitrag zur „vaterländischen Ertüchtigung“ sowie zur gesellschaftlich notwendigen Trauerarbeit angesichts der unerwarteten und stetig steigenden Zahl an Gefallenen und Kriegsversehrten.

Neben Schule, Kirche und Familie als den sozialen Institutionen, die im Krieg tiefgreifende Veränderungen erlebten, gilt es, den Blick auch auf neue wirtschaftliche Strukturen zu lenken, auf die **Kriegswirtschaft**. Der ging es nun um die Erfassung und Verteilung von wichtigen Rohstoffen, um Preisregulierungen, um staatliche Aufträge und staatliche Subventionen und um Abnahme-Garantien für die Rüstungs- und Nahrungsgüterwirtschaft.

Die britische Seeblockade verhinderte schon zu Beginn des Kriegs die Einfuhr von dringend benötigten Rohstoffen für die Kriegsproduktion, vor

---

<sup>39</sup> Grundlegend dazu Heinz-Gerhard Haupt, Dieter Langewiesche (Hrsg.): *Nation und Religion in der deutschen Geschichte*. Frankfurt/M., New York 2001.

<sup>40</sup> Kristin Anne Schäfer: *Die Völkerschlacht*. In: *Deutsche Erinnerungsorte*. Hrsg. v. Etienne François und Hagen Schulze. München 2001, Band II, S. 187-201.

allem Kupfer, Blei und Salpeter für die Granaten- und Sprengstoffherstellung. Daher mussten Produktionskapazitäten im Inland ausgebaut und maximal genutzt werden. Für die Produktion von Sprengstoffen und Giftgaswaffen war vor allem der Ausbau der chemischen Industrie notwendig. Das Industrievier Bitterfeld entwickelte sich bis 1915 zu einem Zentrum der Sprengstoffherstellung. Das Reichsstickstoffwerk Piesteritz, ebenfalls eine Neugründung, belieferte die Rüstungsindustrie mit chemischen Erzeugnissen für die Waffenherstellung. Eine Kriegsgründung war auch die heute als „Chemiedreieck“ bekannte Industrieregion Leuna-Merseburg. Sie hatte ihre Geburtsstunde mit dem Baustart eines Ammoniakwerkes Anfang Mai 1916 – mitten im Jahr der Materialschlachten bei Verdun und an der Somme.<sup>41</sup> Der Auftragsboom, den die Kriegsproduktion brachte, bewahrte Mitteldeutschland nicht davor, wie auch alle anderen Regionen des Reichs, den Preis für eine rüstungswirtschaftlich angeheizte Konjunktur, die Vernachlässigung der Konsumgüterindustrie sowie den allgemeinen Währungsverfall zu zahlen. Im Bereich der Konsumgüterindustrie und der Lebensmittelwirtschaft heißt Kriegswirtschaft Mangelwirtschaft, da alle Ressourcen in den Krieg bzw. an die Front fließen. Die Landwirtschaft profitierte vom Aufbau der Chemieindustrie in Mitteldeutschland; sie wurde mit Düngemitteln versorgt. Doch konnte das den Wegfall der bis 1914 importierten Agrarprodukte – das Deutsche Reich war bis 1914 weltgrößtes Importland für landwirtschaftliche Produkte – nicht kompensieren. Je länger der Krieg dauerte, umso prekärer wurde daher die Versorgungslage für die Bevölkerung.

Ab 1914 entstand in Europa, aber auch und gerade in unserer Region, eine vollkommen **neue Infrastruktur**. Bisher unbekannte Massen von Kriegsgefangenen,<sup>42</sup> rekrutierten Zwangsarbeitern und Kriegsversehrten mussten versorgt und untergebracht werden. Sofern dies nicht in Frontnähe geschah, wurden die entsprechenden Strukturen an der „Heimatfront“ – also Lazarette und Lager – etabliert.

Eigentlich also hatte die Bevölkerung Alltagsprobleme genug, doch die staatlich-administrativen Eliten ließen nichts unversucht, die „Heimatfront“ ideologisch aufzurüsten. Der Krieg wurde auch als **Propagandaschlacht** geführt.<sup>43</sup> Schon der europaweit sich gegenseitig aufheizende Nationalismus

---

<sup>41</sup> Ab Juni 2016 wird sich im Kreismuseum Merseburg eine Ausstellung mit der nunmehr 100jährigen Geschichte der Leuna-Werke befassen.

<sup>42</sup> Jochen Oltmer (Hrsg.): Kriegsgefangene im Europa des Ersten Weltkriegs. Paderborn u. a. 2006; Uta Hinz: Gefangen im Großen Krieg. Kriegsgefangenschaft in Deutschland 1914–1921 (Schriften der Bibliothek für Zeitgeschichte. Neue Folge, Band 19). Essen 2006.

<sup>43</sup> Rainer Rother (Hrsg.): Die letzten Tage der Menschheit. Bilder des Ersten Weltkriegs. Berlin 1994, S. 109–300 (Themenschwerpunkt „Populäre Medien“); vgl. auch Andreas Käuser: Me-

der Vorkriegszeit hatte von Feind- und Freundbildern gelebt. Dies nahm unter Kriegsbedingungen sprunghaft zu. Die kriegsführenden Mächte überschütteten die eigene Bevölkerung mit einer Flut fremdenfeindlicher und kriegsbezogener Propaganda. Aggressive Feind-Stereotypen vergifteten die Atmosphäre zwischen den Nationen, schürten Ängste in der Bevölkerung – und wurden zur mentalen Hypothek in der Nachkriegszeit.<sup>44</sup>

### **Erinnerung im Nachkrieg**

Im Jahr 1918 endete „das große Morden“ auf eine für die meisten Deutschen überraschende Weise, nämlich mit einer katastrophalen Niederlage. Die militärische Führung überließ deren Abwicklung zivilen Kräften, die dadurch mit einer politischen Hypothek belastet wurden, die das innenpolitische Klima der gesamten Weimarer Republik bestimmen sollte. Schnell machte die Legende vom „Dolchstoß“ die Runde; ein weiteres Trauma wird der so genannte „Schmachfrieden“ von Versailles, der dem Deutschen Reich nicht nur große Reparationslasten aufbürdete, sondern ihm die alleinige Schuld am Krieg zuwies. Die Novemberrevolution 1918 hatte neue politische Verhältnisse etabliert, doch zugleich die deutsche Gesellschaft weiter tief gespalten.

Dass man nicht im Frieden lebe, sondern in der Zeit nach dem Krieg, war ein sprechendes zeitgenössisches Diktum jener unmittelbaren Nachkriegsjahre.

Vor allem drei Deutungsmuster im Reden über den Krieg sind damals von größter Bedeutung gewesen, nicht allein für die Sinnstiftung und Propaganda zu Beginn und während des andauernden Kampfgeschehens und Sterbens, sondern vor allem für das Verständnis der Erinnerung an den Krieg nach 1918.

Demnach befanden sich die Deutschen in einem „heiligen Krieg“, würden dereinst in jedem Falle siegen nicht zuletzt durch den „Opfergang der Jugend“, also der „Besten des Volkes“ und deren heldischem Sterben auf dem „Altar des Vaterlands“.<sup>45</sup> Man deutete zudem den Krieg als Passion des Volkes, gesandt von Gott zu seiner Bewährung und Prüfung, verstand die Soldaten als

---

dienkultur: Entwürfe des Menschen. In: Werber, Kaufmann, Koch, Erster Weltkrieg. Kulturwissenschaftliches Handbuch [Anm. 1], S. 434-447.

<sup>44</sup> Dazu im Überblick Steffen Bruendel: Ideologien: Mobilmachungen und Desillusionierungen. In: Werber, Kaufmann, Koch, Erster Weltkrieg. Kulturwissenschaftliches Handbuch [Anm. 1], S. 280-310.

<sup>45</sup> Die Sakralisierung des Soldatentodes besitzt eine längere Vorgeschichte, die mit dem Siebenjährigen Krieg beginnt und sich im Zeitalter der Befreiungskriege gänzlich entfaltet. Vgl. dazu Justus H. Ulbricht: Zeichen der Erinnerung – Steine des Anstoßes. Anregungen zum Umgang mit den Denkmälern deutscher Kriege (Beiträge zur Regional- und Landeskultur Sachsen-Anhalts, Heft 59). Halle/Sa. 2014, insbes. S. 41-87; mit einer Fülle von Hinweisen zur Forschungslage und Sekundärliteratur.

Märtyrer der deutschen Sache, verlieh ihnen manchmal gar christusähnliche Züge – und war sich sicher, dass nach der Passion, wie aus der christlichen Überlieferung bekannt, die Auferstehung folgen müsse.

Die unerwartete Niederlage, erfordert sofort die Umdeutung der bisherigen Sinnstiftungsmuster des „Opfers“ an Front und „Heimatfront“. Bis 1918 nämlich hatte man auch noch die größten Anstrengungen und Traumata im Blick auf den Sieg Deutschlands versucht als angemessen und sinnvoll zu deuten. Nun aber waren Kaiser und Reich untergegangen, das alte Vaterland gab es nicht mehr, das neue wollten Viele nicht. Doch umsonst und vergeblich gefallen durften die etwa 2,1 Millionen toten Soldaten nicht sein und den Hundertausenden Kriegsversehrten musste man in kollektiver Trauerarbeit und Sinndeutung plausible Erklärungsmuster anbieten. Dazu gehörte die Legende vom „unbesiegt Heer“ ebenso wie die vom „Dolchstoß“.

Der alsbald einsetzende Heldenkult, der sich in den nach und nach errichteten Kriegerdenkmälern explizit sprachlich und deutlich ikonographisch widerspiegelt, sollte den überlebenden Soldaten die Ehre und den Selbstwert wiedergeben, die ihnen der reale Krieg eigentlich genommen hatte und die ihnen die demokratische, entmilitarisierte und zivile Gesellschaft der jungen Republik angeblich verweigerte. Im Kriegs- bzw. Kriegergedenken<sup>46</sup> und den entsprechenden Texten ging es immer auch um eine Selbstaufwertung verunsicherter Männlichkeit und um die Re-Individualisierung des anonymen Massensterbens in den „Blutmühlen“ der Materialschlachten. Der unheldischen, weil zutiefst verbürgerlichten und gar „verweiblichten“ Republik mit ihrer Massengesellschaft hielt man das heroische Einzelschicksal des Frontkämpfers entgegen, der eigentlich nicht für „Kaiser und Reich“, sondern für ein „anderes“, „geheimes“, „kommendes“ und „ewiges Deutschland“ sein Leben in die Schanze geschlagen habe. Die berühmte Zeile aus Heinrich Lerschs Gedicht „Soldatenabschied“ von 1914, die bis heute das Hamburger Kriegerdenkmal am Dammtor zierte: „Deutschland soll leben, auch wenn wir sterben müssen“ bezog sich also weder auf die untergegangene Monarchie, noch gar auf die gerade aufgehende Republik, sondern auf ein kommendes Reich der Deutschen.

Während die meisten der 13,2 Millionen Männer, die 1914/18 unter Waffen gestanden hatten, mehr schlecht als recht versuchten, einfach nach Hause zu kommen und den Weg in die Friedensgesellschaft zu finden, schwang sich eine allerdings wort- wie schlagkräftige Minderheit der ehemaligen

---

<sup>46</sup> Vgl. dazu den profunden Überblicksartikel von Thomas Rohkrämer: Ideenkrieg: Sinnstiftungen des Sinnlosen. In: Werber, Kaufmann, Koch, Erster Weltkrieg. Kulturwissenschaftliches Handbuch [Anm. 1], S. 385–409.

Frontkämpfer sowie einzelne Künstler und Schriftsteller und ebenso zahlreiche Funktionäre der Kriegervereine, Veteranenverbände und paramilitärischen Formationen zum „Gewissen der Front“ auf und versuchte, den „großen Krieg“ für alle Deutschen verbindlich und national zu deuten. Heldische Männerbilder und heroische Opferphantasien waren dabei weit über das so genannte „rechte“ Lager hinaus bis hinein in den „Roten Frontkämpferbund“ und das „Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold“ zustimmungsfähig. 1924 – zur 10jährigen Wiederkehr des so genannten „Augusterlebnisses – und dann wieder ab 1927/28 in der einsetzenden Krise der Republik, kam es zu einem Bauboom von Denkmälern und zu einer Flut publizistischer und literarischer Erzeugnisse,<sup>47</sup> die dem in der deutschen Gesellschaft und deren Milieus hoch differenziert und vor allem kontrovers und widersprüchlich gedeuteten „Kriegserlebnis“ einen eindeutigen Sinn zuzuschreiben versuchten.

### Spuren der Vergangenheit

Als letzte Zeugen stehen bis heute in nahezu jeder deutschen Gemeinde Kriegerdenkmäler.<sup>48</sup> Mit ihnen ragt die Vergangenheit in unsere Gegenwart hinein, die jedoch mit den dort verewigten Namen oft nichts mehr anzufangen weiß, denn der Erste Weltkrieg ist inzwischen jedem individuellen Familiengedächtnis nahezu vollkommen entrückt. Auch die Ikonographie der Denkmäler, deren Inschriften und Gestaltung ist uns fremd geworden, haben wir uns doch von den Heldengeschichten einer ausschließlich national gedeuteten Vergangenheit verabschiedet und reden lieber nur noch von Opfern der Kriege – wobei diese generalisierende Kategorie jede Differenz in den zu erzählenden Geschichten allzu leicht verwischt.

Will man heute den damals gemeinten Sinn und die avisierte Wirkungsabsicht gestalteter Kriegerdenkmäler und Ehrenfriedhöfe rekonstruieren, so muss man sich auf das Zusammenspiel von Denkmal, Fest und Feier, literarischen und bildkünstlerischen Medien sowie die hier nur angedeuteten religiösen, politischen und weltanschaulichen Kontexten einlassen. Nicht jeder, der voll guten Willens die überkommenen Rituale des Totengedenkens und dessen steinerne Zeugen in anderem Geiste beerben

<sup>47</sup> Vgl. dazu Lars Koch: Der Erste Weltkrieg als kulturelle Katharsis und literarisches Ereignis. In: Werber, Kaufmann, Koch, Erster Weltkrieg. Kulturwissenschaftliches Handbuch [Anm. 1], S. 97–141.

<sup>48</sup> Dazu nun grundsätzlich Justus H. Ulbricht: Zeichen der Erinnerung – Steine des Anstoßes. Anregungen zum Umgang mit den Denkmälern deutscher Kriege (Beiträge zur Regional- und Landeskultur Sachsen-Anhalts, Heft 59). Halle/Sa. 2014. Dieses Buch versteht sich als Anregung für geschichtsinteressierte Laien sowie die Verantwortlichen in Politik und Verwaltung, sich möglichst kundig und sensibel mit dem Erbe der Kriegerdenkmäler zu befassen.

möchte, hat dabei eine glückliche Hand. Zudem sperrt sich die Gestaltung so mancher Denkmäler einem diesen neu zugeschriebenen Sinn, an „alle Opfer von Krieg und Gewalt“ zu erinnern, ja gar vor dem Krieg zu warnen und zum Frieden zu mahnen. Es bleibt folglich den zivilgesellschaftlichen Diskussionsprozessen in Städten und Kommunen, also der demokratischen Bürgergesellschaft, vorbehalten, neue Formen des Umgangs mit den Sachzeugen vergangener Sinndeutungen zu entwickeln. An vielen Orten ist dies schon geschehen...

Ausgangspunkt dafür könnte eine Denkmal-Definition aus einem Nachschlagewerk des 18. Jahrhunderts sein. Dort heißt es etwa: „Denkmal ist ein Ding, das die Kinder dazu bringt, die Eltern zu fragen, was es bedeute...“

### Schlussbemerkung

Was aber speist nun die intensive Rückbesinnung auf den „Großen Krieg“ zu Beginn des 21. Jahrhunderts?

- Eine aktuelle Angst um Europas Einheit und Zukunft (jenseits des versprochenen „gemeinsamen Marktes“)?
- Das ungläubige Erstaunen darüber, wozu Menschen und Gesellschaften fähig sind? Die Selbstvergewisserung, dass unsere Epoche weiter ist als unsere Großväter, unsere Großmütter?
- Die Neugier auf nationale und internationale Erfahrungen mit Kriegen, Nachkriegszeiten und Vorkriegsängsten?
- Der Glaube, wir verstünden aktuelle Krisen vielleicht besser im Rückgriff auf vergangene, wissenschaftlich vielfach durchdrungene Erfahrungen vom Beginn des 20. Jahrhunderts?
- Die Ernüchterung über den augenscheinlich zerplatzten oder zumindest als Vision verblassenden EU-ropäischen Traum?
- Oder die schiere Lust am Histotainment in Film und Fernsehen?

Manche freilich wollen vielleicht nur auf den Boden der geöffneten „Büchse der Pandora“<sup>49</sup> schauen, wo sich deutlich zeigt, was sich uns im Alltag oftmals verbirgt: die Hoffnung. Friedrich Nietzsche hat einmal in gewohnter Zuspitzung formuliert: „Nur was nicht aufhört weh zu tun, bleibt in unserem Gedächtnis“. Allerdings sind memoriale Phantomschmerzen nur dann legitim

---

<sup>49</sup> Vgl. Leonhards Buchtitel [Anm. 6].

und sinnvoll, wenn sie uns zum Eingreifen in unsere Gegenwart ermutigen. Der Rückblick auf die Endzeit Europas sollte folglich der gemeinsamen Zukunft unseres „imaginären Kontinents“<sup>50</sup> dienen. Die andauernden Kontroversen um die Deutung des Ersten Weltkrieges sind dafür nicht ein Hinderungsgrund, sondern die unverzichtbare Voraussetzung.<sup>51</sup>

---

<sup>50</sup> Volker Caysa, Bartłomiej Kozera, Justus H. Ulbricht (Hrsg.): *Kultur – Nation – Europa. Nationalkulturelle Identitäten auf einem imaginären Kontinent*. Frankfurt/M. u. a. 2008; zum gedachten Europa vgl. auch Justus H. Ulbricht: Wer die Mitte sucht, muss über die Ränder sprechen. Skeptische Fragen nach dem Kern europäischer Identität. In: *Europas Mitte – Mitte Europas. Europa als kulturelle Konstruktion*. Hrsg. v. Kathrin Pöge-Alder u. Christel Köhle-Hetzinger. Jena 2008, S. 56–75.

<sup>51</sup> Elise Julien: *Der Erste Weltkrieg*. Darmstadt 2014. Dieser neue, knappe und konzise Forschungsüberblick ist in der ebenfalls neu begründeten Reihe „Kontroversen um die Geschichte“, herausgegeben von Arnd Bauerkämper, Peter Steinbach und Edgar Wolfrum erschienen.



*Jörn Leonhard*

## **„So zerbrechen auch uns heute alle rationellen Berechnungen“: Erwartung und Erfahrung im Ersten Weltkrieg**

### **Einleitung:**

#### **August 1914 – Erwartungen und Erfahrungen im Umbruch**

*Von Mund zu Mund wurde es geflüstert. Mit Windeseile flog die Sorge über die Riesenstadt und hinterließ eine bleierne Ruhe. Die Büros wurden geschlossen, die Fabriken machten Feierabend, der Kaufmann ließ die Jalousien vor dem Ladenfenster herunter, die Restaurants waren leer. Blasse Männer eilten nach Hause. Die Bahnen in die Vororte wurden bestürmt. Von Jubel war nirgendwo etwas zu bemerken, aber auch nicht von Angst. Ein entschlossener Ernst sprach aus allen Gesichtern. Um vier Uhr war Berlin wie ausgestorben. Gegen fünf Uhr strömte es von den Vororten wieder nach Berlin herein. Heute Abend musste die endgültige Entscheidung fallen [...] In geschlossenen Gruppen zog die Menge durch die Straßen. Viel gesprochen wurde nicht. Auch für die Polizisten gab es keine Arbeit. Ein Bann lag über allem [...] Da kam Leben in die Menge. Ein Strom floss die Linden herunter. Plötzlich leuchteten die elektrischen Lichtreklamen, die bisher erloschen waren, auf. Ihre Flammenzeichen schrien hinaus: Krieg, mobil! Und die Menge schrie mit: ,Krieg, Krieg’.<sup>52</sup>*

Ein Jahr vor den Schüssen von Sarajewo am 28. Juni 1914 war in Berlin bereits in fünfter Auflage ein Roman erschienen. Er schilderte in der damals populären Form einer Zukunftsphantasie den möglichen Ablauf eines Kriegsausbruchs und einer allgemeinen Mobilmachung in Deutschland. Ausgangspunkt des Zukunftsromans „Krieg-mobil“ war die Situation in der deutschen Metropole nach dem Eingang eines russisch-französischen Ultimatums.

Schon in dieser Fiktion von 1913 ging die antizipierte Stimmung bei einem möglichen Kriegsausbruch nicht in einer befreienden Euphorie, einer Welle von Patriotismus und bejahender Kriegsbegeisterung auf. Stattdessen überwog auch in der Fiktion eine besondere Mischung aus Anspannung und

---

<sup>52</sup> Krieg-mobil; zitiert nach Bernd Ulrich, Jakob Vogel und Benjamin Ziemann (Hrsg.): Untertan in Uniform. Militär und Militarismus im Kaiserreich 1871-1914. Quellen und Dokumente. Frankfurt/M. 2001, S. 215-216.

Stille, Konzentration und Angst. Diese Überlagerung von ganz widersprüchlichen Emotionen zeigte sich dann auch in der Wirklichkeit des August 1914. Franz Kafkas berühmt gewordene, unbeabsichtigt lakonische Tagebucheintragung vom 2. August 1914 – „Deutschland hat Rußland den Krieg erklärt. – Nachmittag Schwimmschule“<sup>53</sup> – kam in ihrem eigentümlich unverbundenen Nebeneinander von Epochewende und Alltag der unmittelbaren Wahrnehmung der Zeitgenossen wohl näher als die nachträglichen Versuche, den August 1914 zum historischen Wendepunkt zu stilisieren und ihm aus der Retrospektive einen universellen Sinn zuzuweisen, der sich erst aus den Folgen des Krieges ergeben konnte.

Von Anfang an nahmen die bürgerlichen Eliten und zumal die deutschen Intellektuellen Anteil an diesem Krieg und betonten demonstrativ ihre Verbundenheit mit der eigenen Nation im Krieg. Und doch mischte sich in diesen Kulturkrieg schon im Sommer 1914 ein eigentümliches Bewusstsein vom Umbruch der Zeit, der alle Werte und Erfahrungen in Frage zu stellen schien. Am 2. August 1914 hielt Ernst Troeltsch, Professor der Theologie an der Universität Heidelberg, eine bemerkenswerte Rede. Sie ging nicht auf im situativen Patriotismus der Stunde, in den „Ideen von 1914“, die man gegen die französischen Ideen von 1789 und später gegen den Händlergeist der Engländer ausspielte, sondern blickte über den Moment hinaus.<sup>54</sup> Troeltsch führte aus, dass dieser Krieg nicht mehr mit den poetischen Waffen und im Zeichen ritterlicher Kampfethiken des frühen 19. Jahrhunderts ausgetragen werde. Im Zeichen von neuen Maschinenwaffen war ein klassischer Heldenkampf nicht mehr vorstellbar, und Troeltsch ahnte bereits bereit die Dimensionen eines unabsehbar langen Krieges:

*Es sind die technischen, mühseligen Waffen des modernen Krieges mit unendlicher Vorbereitung und Berechnung, mit der Unsichtbarkeit des Gegners und der Bedrohtheit aus unbekannten Richtungen, mit der verwinkelten Fürsorge für ungeheure Massen und einem gewaltigen Sicherungs- und Deckungsdienst. Es sind Waffen der Berechnung, der Besonnenheit, der Ausdauer, und nur an einzelnen*

---

<sup>53</sup> Franz Kafka: Tagebücher. Textband, hrsg. von Hans-Gerd Koch, Michael Müller und Malcolm Pasey. In: Franz Kafka: Schriften, Tagebücher, Briefe. Kritische Ausgabe. Frankfurt/M. 1990, S. 543; Jörn Leonhard: Die Büchse der Pandora. Geschichte des Ersten Weltkriegs. 5. Aufl., München 2014, S. 128-129.

<sup>54</sup> Jörn Leonhard: „Über Nacht sind wir zur radikalsten Demokratie Europas geworden“ – Ernst Troeltsch und die geschichtspolitische Überwindung der Ideen von 1914. In: Friedrich Wilhelm Graf (Hrsg.): „Geschichte durch Geschichte überwinden“. Ernst Troeltsch in Berlin. Gütersloh 2006, S. 205-230; Gangolf Hübinger: Ernst Troeltsch. In: Gerhard Hirschfeld, Gerd Krumeich und Irina Renz (Hrsg.): Enzyklopädie Erster Weltkrieg. 2. Aufl., Paderborn 2004, S. 926-927.

*Höhepunkten gibt es das dramatische Heldenatum, nach dem die Seele der Jugend lechzt.<sup>55</sup>*

Vor allem aber war sich der Heidelberger Theologe sicher, dass der Krieg alle überkommenen Sicherheitsversprechen, die auf Rationalität beruhenden sozialen und staatlichen Ordnungsstrukturen aus dem 19. Jahrhundert und damit auch die Basis bürgerlicher Kultur radikal in Frage stellen werde:

*So zerbrechen auch uns heute alle rationellen Berechnungen. Alle Kurszettel und Kalkulationen, die Versicherungen und Zinsberechnungen, die Sicherstellungen gegen Unfälle und Überraschungen, der ganze kunstreiche Bau unserer Gesellschaft hat aufgehört, und über uns allen liegt das Ungeheure, das Unberechenbare, die Fülle des Möglichen.<sup>56</sup>*

Jeder Krieg sei ironisch, weil jeder Krieg schlimmer als zuvor erwartet sei. Dieses berühmte Diktum von Paul Fussell gilt in exemplarischer Weise für das, was sich im August 1914 vollzog.<sup>57</sup> Kriegserwartungen und Kriegserfahrungen sollten bereits innerhalb der ersten Tage, Wochen und Monate so weitgehend auseinanderfallen wie in keinem anderen Krieg zuvor. Das machte einen entscheidenden Teil des brutalen Wirklichkeitsumbruchs aus, der sich bereits im August 1914 zeigte – nun aber nicht mehr allein in Kasernen und auf städtischen Plätzen, in Wohnzimmern und auf Bauernhöfen, sondern auf den glühend heißen Feldern Belgiens und Nordfrankreichs, in den Wäldern Galiziens und Ostpreußens. Jetzt wurden die ganz unterschiedlichen Erwartungen mit einer Explosion von Gewalterfahrungen konfrontiert, die alle Erwartungen binnen kurzer Frist entwerteten. Wenn sich bereits in der Julikrise 1914 die verheerenden Wirkungen von grundlegenden Misskalkulationen, von verfehlten Wirkungsannahmen, von Handlungsdruck und individueller Überforderung gezeigt hatten, so galt das zugespitzt auch für den Auftakt des konkreten Krieges. Die Akteure mochten im Sommer 1914 mit dem Krieg als Möglichkeit operiert haben, aber sie waren alsbald mit einer Kriegsrealität konfrontiert, mit der sie in ihren quantitativen und qualitativen Ausmaßen nicht hatten rechnen können – daraus ergab sich das Paradoxon von hypertrophen Kriegs-

---

<sup>55</sup> Ernst Troeltsch: Nach Erklärung der Mobilmachung. Rede vom 2. August 1914. In: Peter Wende (Hrsg.): Politische Reden. Bd. 3: 1914-1945. Frankfurt/M. 1994, S. 9-19, hier: S. 10-12; vgl. auch ebd., S. 15-16.

<sup>56</sup> Ebd., S. 17-18; vgl. Leonhard: Büchse der Pandora [Anm. 53], S. 238-240.

<sup>57</sup> Paul Fussell: The Great War and Modern Memory (1975). With a New Introduction by Jay Winter. Oxford 2013, S. 7; James J. Sheehan: Kontinent der Gewalt. Europas langer Weg zum Frieden [engl. 2008]. München 2008, S. 97.

planungen und Kriegsszenarien bei gleichzeitig unzureichender Vorbereitung.<sup>58</sup>

Wie aber kamen Menschen in diesen Krieg, und wie kam der Krieg zu den Menschen? Was bedeutete dieser tiefgreifende Umbruch von Erwartungen und Erfahrungen für sie konkret? Die folgenden Überlegungen gehen diesen Fragen nach – symptomatisch, in einem Panorama von Erfahrungen an der militärischen wie an der Heimatfront.

### **Von Zivilisten zu Soldaten: Die Rekrutierung von Massenarmeen als globales Phänomen**

Mit seinem Roman *Bebuquin* von 1912 gehörte Carl Einstein zu den wichtigsten Autoren des deutschen Expressionismus – aber im August 1914 war auch er einer der von den Ereignissen Euphorisierten, die innerhalb kurzer Zeit ihr altes Leben und auch ihre Überzeugungen hinter sich ließen. Innerhalb von wenigen Tagen wurde aus dem kritischen Schriftsteller ein Soldat. Seine ersten Eindrücke als Freiwilliger in der Kaserne berichtete er seinem Schriftstelkerkollegen Robert Musil – ein Zeugnis der Unordnung, des aufgeregten Chaos, ja einer Regellosigkeit, die einherging mit einem völlig veränderten Lebensrhythmus:

*Einstein erzählt: in den Kasernen Unordnung, Entfesselung. Mit Ausnahme des Dienstes. Zentimeterhoher Schmutz, Notlager, Trinken. Es wird wie verrückt gestohlen. Koffer erbrochen. Liegen lassen darf man überhaupt nichts. Er sagt, er weiß nicht, was es ist, es sitzt auch in ihm, er braucht keine Bürste, aber er stiehlt zwei, sieht eine dritte und stürzt auf den Mann los: Du hast meine Bürste, nimmt sie mit Gewalt. Ganzen Abteilungen werden die Gewehrverschlüsse entwendet, sinnlos versteckt, verstreut [...] Richter und Rechtsanwälte sagen einander, als wäre es nichts, hast du nicht meine Koppel geklaut? Man hat das Gefühl, passt man nicht sehr auf, fallen alle übereinander her.*

Der expressionistische Dichter kannte nur noch einen Lebensinhalt: „Einstein ist begeistert; alles andere ausgelöscht. Schlafst er bei seiner Frau, hat er nur Interesse für sein Knopfputzmittel. Sein Arbeitszimmer betritt er überhaupt nicht.“<sup>59</sup>

---

<sup>58</sup> Vgl. Leonhard: Büchse der Pandora [Anm. 53], S. 254.

<sup>59</sup> Robert Musil: Tagebücher. Hrsg. von Adolf Frisé. Reinbek 1983, S. 299; Karl Corino: Robert Musil. Leben und Werk in Bildern und Texten. Reinbek 1989, S. 221.

Mit Beginn des Krieges begannen in allen Gesellschaften militärische Einberufungen von Wehrpflichtigen, Reservisten und Freiwilligen in einem bis dahin unvorstellbaren Ausmaß. Allein über die Hohenzollernbrücke bei Köln rollten vom 2. bis 18. August 2.150 Züge nach Westen, im Durchschnitt alle zehn Minuten einer.<sup>60</sup> Die Aufstellung von Hunderttausenden von Soldaten, ihre Ausrüstung, ihr Transport an die Fronten war für die Staaten eine ungeheure Herausforderung, die sich nicht allein in logistischen Problemen zeigte. Gerade auf dem Land wurden die Gestellungsbefehle, wo im August die Ernte einzuholen war, von besonderer Angst begleitet. Das zeigte sich vor allem im Russischen Reich, wo im Sommer 1914 die verschiedenen ethnischen Gruppen der Bevölkerung ganz unterschiedlich auf die Rekrutierungen vor Ort reagierten: Bei armenischen Familien in Transkaukasien, wo das Einkommen weitgehend von der Landarbeit der Männer abhing, zeigten sich Ehefrauen und Mütter entsetzt und fassungslos, als sich abzeichnete, dass Ehemänner, Väter und Brüder zum Militär eingezogen würden. Zeitgenossen berichteten von Städten, in denen man wochenlang Tag und Nacht das „Weinen und Klagen unter den Frauen und Kindern“ gehört habe. Ein anderes typisches Reaktionsmuster, das in vielen ländlichen Gegenden und Provinzstädten die Rekrutierungen zu Kriegsbeginn begleiteten, waren gewaltsame Plünderungen von Geschäften und Alkoholexzesse, in denen viele Offiziere einen mindestens ebenso mächtigen Gegner erblickten wie in den deutschen und österreichischen Armeen.<sup>61</sup>

Der Wechsel vom Zivilisten zum Soldaten war aber nicht nur eine Erfahrung junger Männer in Europa, sondern hatte von Anfang an auch eine globale Dimension. Kande Kamara stammte aus dem westafrikanischen Kindia in Französisch Guinea. Da er selbst nicht lesen und schreiben konnte, wurden seine Kriegserfahrungen 1976 in einer Interviewserie aufgezeichnet. Kamara arbeitete bei Kriegsausbruch als Fahrer in der Hauptstadt Bamako, als er von den französischen Rekrutierungen hörte. Als er in sein Heimatdorf zurückkehrte, hatten sich dort fast alle Männer vor den Rekrutierungsbeamten versteckt: „Alle waren im Busch, in den Tälern und in den Bergen. In die Stadt kamen sie nur in dunklen Nächten.“ Kamaras Vater verbot dem Sohn, sich freiwillig zu melden, „denn er dachte, es wäre dumm und lächerlich in einen Krieg zu ziehen, den ich nicht verstehе, und um in einem anderen Land zu kämpfen.“ Trotz des Widerstandes seines Vaters entschied sich Kamara schließlich zum Eintritt in das Militär. Zum einen meldeten sich auch die Kin-

---

<sup>60</sup> Thomas Nipperdey: Deutsche Geschichte 1866-1918. Band 2: Machtstaat vor der Demokratie. München 1992, S. 759; Rolf Spilker und Bernd Ulrich (Hrsg.): Der Tod als Maschinist. Der industrialisierte Krieg 1914-1918. Bramsche 1998, S. 274.

<sup>61</sup> Zitiert nach Josh Sanborn: The Mobilization of 1914 and the Question of the Russian Nation: A Reexamination. In: Slavic Review 59 (2000), S. 267-289, hier S. 275-277.

der aus den im Dorf weniger angesehenen Familien zum Kriegsdienst, weil man ihnen eine Verbesserung ihres Status versprach – was Kamara eifersüchtig machte, zum anderen sprach die militärische Ausrüstung für sich:

*Ich hatte das Gefühl, dass ich als eines der älteren Kinder eines Häuptlings die Pflicht hatte, in den Krieg zu ziehen, wenn [der weiße Mann] uns braucht. Sie hatten bereits versprochen, dass jeder Sklave, der in den Krieg zieht, bei seiner Rückkehr ein Häuptling werden würde. Darauf war ich neidisch und es war einer der Gründe, weshalb ich in die Armee eintrat. Ich dachte, es wäre beleidigend, von einem Sklaven regiert zu werden, wenn er aus dem Krieg wieder kommt ... Es wurde mir Kleidung, Geld und Essen gegeben. Am Nachmittag präsentierte ich mich meinen Leuten in Armeeuniform. Es gab einen richtigen Aufruhr, es gab hysterische Zustände, jeder im Dorf war aufgereggt, als er meine Uniform sah.<sup>62</sup>*

Für die meisten Soldaten gehörte zum August 1914 die relative Gleichzeitigkeit des Kriegsbeginns, die ganz konkrete Erfahrung des Kriegsstaats, verbunden mit Hoffnungen: auf den Ausbruch aus dem bekannten Lebensrhythmus, auf Abenteuer, vor allem aber auf Teilhabe durch Loyalitätserweise, so bei vielen Arbeitern, oder auf eine relative Statusverbesserung innerhalb der Kolonialregimes, so bei den zahllosen Kolonialsoldaten aus Afrika, Asien oder Indien.<sup>63</sup>

### **Verdichtung und Beschleunigung: Die neue Gewalt des Maschinenkrieges**

Bei Rossignol in Südbelgien traf am 22. August 1914 das Regiment Nr. 1 der 3. Kolonialdivision unter General Raffenel auf deutlich unterlegene deutsche Truppen und wurde dennoch fast komplett aufgerieben, vor allem durch gegnerisches MG-Feuer und auch durch eigenen fehlgeleiteten Artilleriebeschuss. Von 3.200 Mann verlor das Regiment innerhalb kurzer Zeit ca. 3.000 Mann, davon 2.000 Tote sowie 1.000 Verwundete oder Gefangene. Im Tagesbefehl des französischen Generals Joseph Joffre vom 24. August 1914 hieß es zwar, dass in allen Fällen, „in denen man die Infanterie zum Angriff vorgehen lassen wollte, ohne dass die Artillerie ihre Wirkung fühlbar gemacht hatte“ die Infanterieeinheiten „unter dem Feuer der Maschinengewehre“ enorme Verluste

---

<sup>62</sup> Zitiert in Svetlana Palmer und Sarah Wallis (Hrsg.): Intimate Voices from the First World War. New York 2003, S. 213 und 215.

<sup>63</sup> Vgl. Leonhard: Büchse der Pandora [Anm. 53], S. 154-160.

erlitten habe, „die man hätte vermeiden können.“<sup>64</sup> Doch im Kern hielten die Oberbefehlshaber an der überkommenen Offensivkonzeption fest. Sie verdrängten, wie verheerend die im Verbund eingesetzten Artilleriewaffen und MGs auf dem Schlachtfeld wirkten. Gegen die Einschränkung der Infanteriebewegung und die von der Waffenwirkung her drohende Lähmung des Gefechtsfeldes setzten sie auf einen umso gesteigerten Angriffsdruck. Sie blieben überzeugt davon, dass es eine Frage von Willensstärke, Disziplin und Tapferkeit sei, durch dichte Schützenlinien möglichst viel Feuerkraft durch einzelne Gewehre an die gegnerischen Stellungen heranzutragen und den Gegner dann im Nahkampf niederzuringen. Obwohl man in den militärischen Reglements vor 1914 gewisse Lehren aus den Kriegen in Südafrika und zwischen Russland und Japan gezogen und der Deckung der Infanteristen größere Aufmerksamkeit geschenkt hatte, blieb die moralische Disposition des Soldaten die entscheidende Richtschnur, wie sich in der französischen Orientierung an der „offensive à outrance“ zeigte: „Die moralischen Kräfte sind die mächtigsten Träger des Erfolgs. Die Ehre und die Vaterlandsliebe flößen der Truppe die edelste Hingebung ein. Der Opfermut und der Wille zu siegen, sichern den Erfolg.“<sup>65</sup> Feldbefestigungen und ausgebaute Schützengräben lehnten die Stabsoffiziere ab, da sie befürchteten, sie könnten den Angriffswillen der Mannschaften lähmen und angeblicher Feigheit Vorschub leisten. In der russischen Armee blieben die Leitsätze des Generals Dragomirov leitend: „Die Kugel ist töricht, allein das Bajonett ist ein Mann [...] Es gibt eine nationale Taktik, unter die sich die moderne Bewaffnung beugen muss, und keineswegs eine moderne Bewaffnung, an die sich die nationale Taktik anzupassen hat.“<sup>66</sup>

Die Waffenwirkung hatte aber nicht allein eine quantitative Dimension. Töten und getötet werden wurden anonymisiert. Die Bedienung der schweren Geschütze war von den Wirkungsorten nun so weit entfernt, dass der Krieg durch diese Distanz und die notwendige Funkkommunikation eigenartig abstrahiert, ja bürokratisiert erschien, jedenfalls eine eigene rational-sachliche Dimension annahm.<sup>67</sup> Harry Graf Kessler beschrieb seine Eindrücke vom Einsatz der neuen Kruppmörser in Belgien am 22. August 1914:

---

<sup>64</sup> Alexandre Percin: *Le massacre de notre infanterie 1914-1918*. Paris 1921, S. 21, zitiert nach Hans Linnenkohl: *Vom Einzelschuss zur Feuerwalze. Der Wettkampf zwischen Technik und Taktik im Ersten Weltkrieg*. Bonn 1996, S. 175.

<sup>65</sup> Zitiert nach ebd., S. 165; vgl. dort auch S. 174-175; Bruno Thoss: *Infanteriewaffen*. In: Hirschfeld, Krumeich, Renz: *Enzyklopädie Erster Weltkrieg* [Anm. 54], S. 575-579, hier: S. 575-576.

<sup>66</sup> Friedrich Immanuel: *Die französische Infanterie*. Berlin 1905, S. 49; Jean-Baptiste Montaigne: *Vaincre*. Paris 1913, S. 120; Linnenkohl: *Vom Einzelschuss zur Feuerwalze* [Anm. 64], S. 42.

<sup>67</sup> Vgl. Stefan Kaufmann: *Kommunikationstechnik und Kriegsführung, 1815-1945. Stufen telemedialer Rüstung*. München 1996, S. 158-169.

*Der eine rasierte den Beobachtungsturm, ein anderer warf einen großen Betonblock herauf, man sah die Zerstörung fortschreiten. Die Feuerleitung, ein Hauptmann u. ein Oberleutnant, saßen neben uns in Deckung wie in einem Bureau, gaben durch Telephon dem zwei Kilometer entfernten Geschütz Befehle und Zahlen an, genau wie ein Bankier Orders für Kaufen und Verkauf an die Börse telephoniert, eine ganz methodische Bureautätigkeit, eine methodische Geschäftstätigkeit, deren börsenartiger Eindruck dadurch erhöht wurde, dass der Hauptmann auf das Haar Walther Rathenau glich. Eine Order konnte hundert Leichen erbringen, zwischen den Schüssen wurde geplaudert und gefrühstückt, man empfand es nur, wenn man sich zwang daran zu denken, dass der kühle Rechner mit seinen Orders tötete.<sup>68</sup>*

Artillerie, Maschinengewehr und die zielgenauen Repetiergewehre wirkten als Distanzwaffen, die einen direkten Kontakt zwischen den Gegnern zur Ausnahme machten. Insgesamt starben etwa 70 Prozent der Soldaten in diesem Krieg durch Artillerieeinwirkung, aber weniger als ein Prozent durch traditionelle Nahwaffen wie Säbel und Bajonett. Vor allem der im Laufe des Krieges enorm gesteigerte Artilleriebeschuss im Stellungskrieg machte aus der Gefahr des Todes eine im Prinzip kontingente und für alle Soldaten gleichartige Gefahr. Der zu jedem Zeitpunkt mögliche Tod durch diese Waffen, auch außerhalb eines zeitlich abgrenzbaren Gefechts, ließ eine ganz neue psychische Belastungssituation und in deren Folge auch ganz neue Krankheitsbilder entstehen. Zur Anonymisierung des Tötens gehörte, dass der intensivierte Artillerieeinsatz auf relativ geringen Flächen die Körper der Gefallenen so sehr zerstückerlte, dass eine spätere Identifizierung nicht mehr möglich war. Dies war eine Erfahrung, die in den kommenden Monaten und Jahren eine kaum zu überschätzende Dimension annahm: Von den 379.000 französischen Toten der Schlacht von Verdun 1916 galten ca. 100.000 als vermisst, weil man in den meisten Fällen einzelne Leichenteile nicht mehr zuordnen konnte. Die Zahl von ca. 300.000 Vermissten der insgesamt 1,3 Millionen französischen Gefallenen des gesamten Krieges lässt nur erahnen, was dies für die Angehörigen bedeutete: Die Realität dieses Krieges raubte ihnen nicht nur die Körper dieser Männer, sondern auch die Möglichkeit, die toten Angehörigen zu bestatten und zu betrauern.<sup>69</sup>

---

<sup>68</sup> Harry Graf Kessler: Das Tagebuch. Band 5: 1914-1916. Hrsg. von Günter Riederer und Ulrich Ott. Stuttgart 2008, 22. August 1914, S. 93.

<sup>69</sup> Ian Ousby: The Road to Verdun: France, Nationalism and the First World War. Garden City 2002, S. 9; Sheehan: Kontinent der Gewalt [Anm. 57], S. 104.

Die Verlustzahlen der ersten Wochen und Monate des Krieges überforderten auch die militärische Bürokratie. Wo es überhaupt verlässliche Zahlen gab, unterlagen sie strenger Geheimhaltung. Aber trotz dieser Zensur erfuhren die Menschen zu Hause sehr bald von den Vernichtungsdimensionen dieses Krieges. Der junge Franzose, der im August 1914 wegen einer Krankheit nicht zu seiner Einheit zurückkehren konnte und am Ende des Jahres der einzige von 27 Mitschülern seiner Klasse am Lycée war, der noch am Leben war, stellte nur ein Beispiel unter tausenden in den europäischen Kriegsgesellschaften dar.<sup>70</sup> Der 45 Jahre alte Michel Corday, der als hoher Beamter im November 1914 in Bordeaux mit den Ministern Aristide Briand und Marcel Sembat zu Mittag aß, erfuhr dabei, dass auch die Kabinettsmitglieder keine Ahnung hatten, über wie viele Soldaten Frankreich verfügte und wie hoch genau die Verluste der ersten Wochen waren. Angesichts der vielen Toten und Vermissten war die Bürokratie gar nicht in der Lage, die Truppenlisten zu aktualisieren. Als Corday im Dezember der Wiedereröffnung der Deputiertenkammer beiwohnte, traf er den Adjutanten eines Generals, der im Zivilleben Direktor der Opéra Comique war und ihm berichtete, dass man dort jeden Abend bis zu 1.500 Besucher abweisen müsse. In den Logen säßen meist weinende Frauen in Trauerkleidung, sie kämen, um in der Oper zu weinen und Trost in der Musik zu suchen.<sup>71</sup> Am 27. September 1914 hieß es in einem Kommentar des *Prager Tagblatts*:

*Das Unheimlichste an diesem Krieg ist die Heimlichkeit, mit der er geführt wird. Unsere Söhne, Brüder, Gatten und Väter besteigen den Zug – wir wissen nicht, wohin er sie trägt. Unsere Angehörigen dürfen uns nicht schreiben, wo sie sind, und wenn wie ihren Namen in den Verlustlisten lesen, so ahnen wir nicht, wo sie begraben liegen, in welcher Schlacht sie ihre Verwundung empfingen.*<sup>72</sup>

---

<sup>70</sup> Barbara Wertheim Tuchman: *The Guns of August*. New York 1962, S. 439, Anm.; Gordon Alexander Craig: *Die Revolution in Kriegsführung und Diplomatie 1914 bis 1939*. In: Ders., *Krieg, Politik und Diplomatie*. Wien 1968, S. 250-266, hier S. 252.

<sup>71</sup> Peter Englund: *Schönheit und Schrecken. Eine Geschichte des Ersten Weltkriegs*, erzählt in neunzehn Schicksalen. Berlin 2011, S. 67-68 und 73.

<sup>72</sup> *Prager Tagblatt*, Morgenauflage, 27. September 1914, S. 2; Thomas Anz: Motive des Militärischen in Kafkas Erzähltexten seit August 1914. In: Manfred Engel und Ritchie Robertson (Hrsg.): *Kafka, Prag und der Erste Weltkrieg*. Würzburg 2012, S. 173-183, hier S. 182-183; vgl. Leonhard, Büchse der Pandora [Anm. 53], S. 151-154.

## **Schicksalsgemeinschaften: Der Mikrokosmos der Soldaten**

Der französische Rekrut Jean Dartemont übersah am 15. August 1915 zum ersten Mal einen größeren Frontabschnitt vom Turm einer durch Artilleriebeschuss beschädigten Kirche auf dem Hügel des Mont Saint-Éloi im Artois:

*Von dort blickte man weit über die Ebene des Artois, doch nichts ließ erkennen, dass dort eine Schlacht im Gange war. Nur einige weiße Wölkchen, die den Detonationen vorangingen, bewiesen uns, dass der Krieg hier stattfand, wir sahen keine Spur der in ihre Gräben geduckten Armeen, die sich in dieser stillen, ausgedörrten Landschaft gegenseitig beobachteten und langsam zerstörten.*

Kriegserwartung und Fronterfahrung des Soldaten fielen weitgehend auseinander. Der Blick von oben stand in keinem Verhältnis zum Wissen um die Grausamkeit der Schlachten:

*Diese so ruhig unter der sengenden Sonne daliegende Fläche verunsicherte uns in unseren Vorstellungen vom Kriegsverlauf. Wir konnten die Schützengräben zwar deutlich erkennen, aber sie wirkten wie kleine Dämme, wie schmale, gewundene Kanäle, es schien uns nicht denkbar, dass dieses zarte Netz den Angriffen ernsthaften Widerstand entgegensetzen könnte, es sah aus, als könnte man mit ein paar Schritten darübersetzen und vorrücken.<sup>73</sup>*

In der Raumwahrnehmung der Soldaten gab es keine Schlachtfelder im traditionellen Sinne mehr, sondern nur noch einzelne Frontabschnitte auf die sich auch das Feuer der artilleristischen Distanzwaffen bezog. So entstand im Bewusstsein der Zeitgenossen eine „gerichtete Landschaft“: Zur Frontseite hin schien das Gebiet „ein Ende zu haben, dem ein Nichts“ zu folgen schien.<sup>74</sup> Nach hinten öffnete sich dagegen ein eigener Raum, der durch gestaffelte Funktionen definiert war, ein Netz aus Versorgungs- und Verteidigungsgräben, den Artilleriestellungen und schließlich der Etappe. Mit dem Übergang vom Bewegungs- zum Stellungskrieg bildete sie einen eigenen Kosmos des Krieges. Hier lagen große Versorgungslager für Munition und Lebensmittel, Lazarette zur Erstversorgung von Verwundeten, Stellungsräume für neue Truppen und Ruhezonen für Kampftruppen nach dem Einsatz.

Die Macht des Zufalls, die darüber entschied, ob man den Krieg überlebte oder nicht, wurde zu einem Leitmotiv der soldatischen Fronterfahrung.

---

<sup>73</sup> Gabriel Chevallier: Heldenangst (franz.: La Peur, 1930). Berlin 2010, S. 67.

<sup>74</sup> Kurt Lewin: Kriegslandschaft. In: Zeitschrift für angewandte Psychologie 12 (1917), S. 441; zitiert nach: Ulrich Bröckling: Disziplin. Soziologie und Geschichte militärischer Gehorsamsproduktion. München 1997, S. 202.

Robert Musil erlebte im September 1915 den Einschlag eines italienischen Fliegerpfeils unmittelbar neben sich. Fliegerpfeile waren zehn bis 15 Zentimeter lange Stahlpfeile, die Kampfpiloten aus ihren Flugzeugen abwarfen. Für Musil nahm dieses Erlebnis den Stellenwert einer eigenen Initiation an, in dem sich das Nichtwissen um den Einschlag mit dem Wissen um die Präsenz und unmittelbare Nähe des Todes verband:

*Das Schrapnellstück oder der Fliegerpfeil auf Tenna: Man hört es schon lange. Ein windhaft pfeifendes oder windhaft rauschendes Geräusch. Immer stärker werdend. Die Zeit erscheint einem sehr lange. Plötzlich fuhr es unmittelbar neben mir in die Erde. Als würde das Geräusch verschluckt. Von einer Luftwelle nichts erinnerlich. Muß aber so gewesen sein, denn instinktiv riß ich meinen Oberleib zur Seite und machte bei feststehenden Füßen eine ziemlich tiefe Verbeugung. Dabei von Erschrecken keine Spur, auch nicht von dem rein nervösen wie Herzklopfen, das sonst bei plötzlichem Choc auch ohne Angst eintritt. – Nachher sehr angenehmes Gefühl. Befriedigung, es erlebt zu haben. Beinahe Stolz; aufgenommen in eine Gemeinschaft, Taufe.<sup>75</sup>*

Dieses Gefühl, dem Tod ausgesetzt zu sein, blieb aber nicht auf die unmittelbare Schlacht allein beschränkt. Jean Dartemont beschrieb eine veränderte Wahrnehmung von Himmel und Sonnenaufgang als Chiffren von Natur und Zeit, die in der Vorkriegsgesellschaft Zeichen des Friedens gewesen waren, jetzt aber zu bedrohlichen Fallen wurden, wenn die Aufmerksamkeit der Soldaten nachließ:

*Das rosa Morgenlicht, die stille Dämmerung, der warme Mittag sind Fallen. Die Freude wird für uns ausgelegt wie ein Köder. Von körperlichem Behagen erfüllt, streckt ein Mann seinen Kopf aus dem Schützengraben und wird getötet. Einem mehrstündigen Beschuss fallen nur wenige Männer zum Opfer, und eine einzige, aus Lange- weile abgeschossene Granate fällt mitten in einen Zug und vernichtet ihn. Ein Soldat ist nach alptraumhaften Tagen von Verdun zurückgekehrt, und beim Exerzieren explodiert ihm eine Handgranate in der Hand, sie reißt ihm den Arm ab und zerfetzt ihm die Brust.<sup>76</sup>*

Soldaten begriffen sich vor diesem Hintergrund weniger als Täter, sondern eher als Opfer von technologisch anspruchsvollen Waffen, Geschossen und

---

<sup>75</sup> Musil: Tagebücher [Anm. 59], 22. September 1915, S. 312; Corino: Robert Musil [Anm. 59], S. 238.

<sup>76</sup> Chevallier, Heldenangst [Anm. 73], S. 342-343.

einem Gewaltsystem, das allenfalls in kurzen Momenten durch die gegnerischen Soldaten, durch konkrete Personen also, sichtbar wurde. Ansonsten handelte es sich um eine weitgehend entindividualisierte Erfahrung, die aber auf die Psyche der betroffenen Soldaten umso stärker einwirkte. Daraus resultierte auch die Neigung, den Gegner nicht im Licht jener nationalen Feindbilder zu sehen, die zu Kriegsbeginn dominiert hatten und in den Heimatgesellschaften präsent blieben. Vielmehr hob man die gemeinsame Erfahrung hervor, die aus prinzipiell gleichen Gefahren und Lebensbedingungen auf beiden Seiten der Front resultierte: Der Gegner blieb Gegner, aber er war situativ auch immer wieder Kamerad. Gerade der Abstand zu den Kommandeuren der Etappe, die Differenz zwischen horizontaler und vertikaler Erfahrung, zwischen relativer Gleichheit der soldatischen Lebenswelt und der kritischen Sicht der militärischen Hierarchie bildete für diese Deutung einen entscheidenden Ansatzpunkt, wie auch Jean Dartemont resümierte:

*Daher ist der Schrei, der manchmal aus den deutschen Schützengräben erschallt, „Kamerad Franzose“, wahrscheinlich ernst gemeint. Der „Fritz“ ist dem „Poilu“ näher als seinem eigenen Feldmarschall. Und der „Poilu“ ist dem „Fritz“ aufgrund des gemeinsamen Elends näher als den Leuten in Compiègne. Unsere Uniformen sind unterschiedlich, doch wir sind alle Proletarier der Pflicht und der Ehre, Bergarbeiter, die in konkurrierenden Grubenunternehmen arbeiten, doch vor allem gleich entlohnte Bergarbeiter, die gleichermaßen von schlagenden Wettern bedroht werden.<sup>77</sup>*

### **Heimatfronten, Männer und Frauen: Vom Umgang mit traumatisierenden Erfahrungen**

Unter dem Eindruck der deutschen Siegesmeldungen sandte die Stettiner Hausbesitzerin Redepenning an ihre Mietsparteien im September 1914 einen Brief, in dem sie die epochalen Ereignisse der vergangenen Wochen kommentierte:

*Die gewaltige Wendung, die durch die Gnade des Allmächtigen Gottes unsere durch seine Macht und Kraft bewaffneten Truppen uns errungen haben, lassen uns in eine große gesegnete kommende Zeit blicken. Möchte unser Volk so viel Gnade nie vergessen, nie den alten*

---

<sup>77</sup> Ebd., S. 344; vgl. Leonhard, Büchse der Pandora [Anm. 53], S. 326-330 und S. 341.

*Gott, der Staat und Volk vor allem Übel bewahrt. Ihre Wohnung kostet vom 1. Oktober ab 30 Mark mehr.*<sup>78</sup>

So kam der Krieg sehr bald auf vielen unterschiedlichen Wegen in die Heimatgesellschaften. Er veränderte politische Entscheidungsprozesse, die Funktion von Parlamenten und Parteien, soziale Konstellationen und überkommene gesellschaftliche Rollen, er stellte die tradierte Ordnung von öffentlichen und privaten Finanzen, von Ökonomien, von Produktion und Handel, in Frage. In wenigen Monaten seit Beginn des Krieges verdichteten sich diese Tendenzen zu einer Heimatfront, der mit zunehmender Dauer des Krieges ein Eigengewicht zukam, das für die Kriegserfahrung von Millionen von Frauen, Männern und Kindern prägend werden sollte.<sup>79</sup>

Je länger der Krieg andauerte, desto ambivalenter wurde das Bild der Frau im Krieg: Das Bild der Frau als unschuldiges Opfer feindlicher Gewalt blieb erhalten, sei es in der Erinnerung an die Vergewaltigung namenloser belgischer Frauen durch deutsche Soldaten oder in der Empörung über die Hinrichtung der Spionage verdächtigen britischen Krankenschwester Edith Cavell 1916 durch Deutschland. Aber gleichzeitig erschien die Frau auch als Hort der Gefahr, der emotionalen Instabilität, der Verführung und Verführbarkeit – Eigenschaften, die im Gegensatz zu den Männern an der Front zugeschriebenen Willenskraft und Nervenstärke standen. Gerade in Augenblicken der Krise an der Heimatfront schien es wichtig, die mit den Geschlechtern identifizierte Wertordnung und ihre Gültigkeit unter Beweis zu stellen. Als die französischen Behörden 1917 Mata Hari als deutsche Spionin aburteilten und hinrichten ließen, spielten solche Vorstellungen eine wesentliche Rolle. In die Sphäre der mit der Frau identifizierten Gefahren gehörte schließlich auch das Motiv der weiblichen Überträgerin von Geschlechtskrankheiten, vor der die Soldaten auf unzähligen Flugblättern immer wieder gewarnt wurden.

Schließlich war der Krieg auch eine enorme Herausforderung für Partnerschaften und Familien. Auch hier war das Verhältnis zwischen Front und Heimat keinesfalls statisch; es gab vielfältige Verknüpfungen und Interaktionen, wie die vergewaltigten Frauen im besetzten Frankreich und die zahllosen Briefe der Frauen und Soldaten bewiesen. Die emotionale Verbindung zu den kämpfenden Brüdern, Vätern und Ehemännern, die Angst davor, sie nicht wiederzusehen oder die Trauer um die Toten war die eine Seite. Aber die

<sup>78</sup> Eduard Engel: 1914. Ein Tagebuch. Mit Urkunden, Bildnissen, Karten. Band 1: Vom Ausbruch des Krieges bis zur Einnahme von Antwerpen; Band 2: Von der Einnahme Antwerpens bis zum Ende des Jahres 1914. Braunschweig 1915; zitiert nach Ernst Johann (Hrsg.): Innensicht eines Krieges. Bilder – Briefe – Dokumente. Frankfurt/M. 1968, S. 57.

<sup>79</sup> Vgl. Leonhard, Büchse der Pandora [Anm. 53], S. 205.

Frauen erfuhren den Krieg auch ganz konkret, etwa in den Luftangriffen auf die Städte und in den Flüchtlingsströmen. Doch die monatelangen Trennungen und der Eindruck, dass sich die Erfahrungen an der Front und in der Heimat trotz unzähliger Briefe immer weiter voneinander entfernten und sich über die lange Dauer des Krieges immer weniger vermitteln ließen – all das trug auch zur emotionalen Entfremdung von Ehepartnern bei.

Die Flucht in eine imaginierte Normalität, der Versuch, an einem Vorkriegsbild von Heimat, Familie und Ehe festzuhalten, diente der emotionalen Selbststabilisierung – aber sie hatte einen Preis. Gerade Frauen nahmen diese sich mit jedem Kriegsjahr vertiefende Kluft zwischen Illusion und Realität sehr genau wahr. In der Korrespondenz zwischen Anna und Lorenz Treplin, seit 1901 Chirurg am Allgemeinen Krankenhaus Eppendorf und im August 1914 als Stabsarzt einberufen, zeigte sich dies in aller Deutlichkeit. Anna Treplin erkannte früh, dass von einer Beziehung nicht mehr die Rede sein konnte, dass ihr Mann immer weniger in der Lage war, den Alltag der heranwachsenden Kinder nachzuvollziehen. Seine dauernden Hinweise auf den sicher bald zu Ende gehenden Krieg kommentierte sie im September 1916 fast lakonisch: „Denn wenn es ja auch sehr nett von Dir ist, so konsequent an das uns seit 2 Jahren bekannte nahe Kriegsende zu glauben (wenigstens vergeblich!), so hat es nach meiner Ansicht nicht den geringsten Zweck, sich darüber irgend Illusionen zu machen.“<sup>80</sup> Auch die Heimatbesuche von Lorenz Treplin verstärkten eher das Gefühl einer Entfremdung. Nach seinem bisher längsten Urlaub von drei Wochen schrieb er im Frühjahr 1917:

*Da sitze ich nun also seit gestern Abend wieder hier und es ist als wäre nichts gewesen als hätte man in einer Nacht die ganzen schönen 3 Wochen geträumt, die mir in den ersten Tagen so wunderschön lang vorkamen. Aber weißt Du so schön auch die ganze Zeit war, es hat doch etwas unbefriedigendes zu Hause zu sein, aber doch nur als Gast. Und dieses Gefühl des Unbefriedigtseins lagert etwas über den ganzen schönen Erinnerungen.<sup>81</sup>*

In dem immer wieder von bürgerlichen Konventionen bestimmten Briefwechsel fiel vor allem das disziplinierte Schweigen auf, wenn die Familie dramatische Verluste und Todesfälle hinnehmen musste. Die von der sich in Hamburg immer mehr verschlechternden Versorgungslage ausgezehrte Frau und ihre

---

<sup>80</sup> Brief von Anna an Lorenz Treplin, 3. September 1916. In: Heilwig Gudehus-Schomerus, Marie-Luise Recker und Marcus Riverein (Hrsg.): „Einmal muss doch das wirkliche Leben wieder kommen!“ Die Kriegsbriefe von Anna und Lorenz Treplin 1914-1918. Paderborn 2010, S. 37.

<sup>81</sup> Brief Nr. 469, 28. April 1917. In: ebd., S. 625.

Kinder erkrankten bei einem Besuch ihrer Schwiegereltern im Sommer 1917 auf dem Land an der Ruhr, und ein Kind starb. Über diesen tiefen Einschnitt des Familienlebens verlor Lorenz Treplin in seinen Briefen kein einziges Wort und ging überhaupt kaum mehr auf die Situation zu Hause ein. Es dauerte lange, bis die Ehepartner nach dem Krieg wieder zueinander fanden und die durch den Krieg und seine ganz persönlichen Opfer entstandene Fremdheit allmählich wieder überwandten. Lorenz und Anna Treplin hoben ihre Briefe auf, aber auch nach dem Krieg sollten sie über ihre Erfahrungen mit ihren Kindern und innerhalb der eigenen Familie niemals sprechen. Als die Briefe 1995 zufällig entdeckt wurden, waren sie noch im Original verschnürt.<sup>82</sup>

### **Ausblick: Der Erste Weltkrieg und die neue Tektonik von Erwartungen und Erfahrungen im 20. Jahrhundert**

Was folgt aus alldem? Der Erste Weltkrieg war viel mehr als die Vorgeschichte zu einer noch schlimmeren Katastrophe. Er offenbarte, was im Namen von Nation und Nationalstaat möglich war, und das Mögliche zeigte sich in zahllosen Tabubrüchen und Enthemmungen. Darin bestand die Krise einer besonderen Form einer europäischen Vergesellschaftung, die sich seit dem Ausgang des 17. Jahrhunderts und vor dem Hintergrund der konfessionellen Bürgerkriege entwickelt hatte. Sie hatte auf der Möglichkeit gegründet, Kriege durch Regeln einzuhegen, sie als Konflikte zwischen prinzipiell souveränen Staaten nicht eskalieren zu lassen, Gewalt zu kanalisieren und sie damit berechenbar zu machen. Das war nach den Erfahrungen der in der Folge der Französischen Revolution und Napoleons entstandenen Kriege im Prinzip auch zwischen 1815 und 1914 noch einmal gelungen – und lange Zeit hatte sich die internationale Staatenordnung angesichts der Entstehung neuer Nationalstaaten und ihrer imperialen Ausgriffe als flexibel erwiesen. Diese Epoche letztlich begrenzter Kriege kam mit dem Ersten Weltkrieg zu Ende: Die europäischen Kriegsgesellschaften verloren zwischen August 1914 und November 1918 ihre Fähigkeit, aus eigenen Kräften äußeren und inneren Frieden zu schließen und einer solchen Friedensordnung langfristig zu vertrauen. Das markierte einen entscheidenden Einschnitt für die Wahrnehmung Europas und der Glaubwürdigkeit der von seinen Staaten repräsentierten Ordnungsmodelle in der Welt.

Der Sieger des Weltkrieges war keine Nation, kein Staat, kein Empire, und sein Ergebnis war keine Welt ohne Krieg. Der eigentliche Sieger war der Krieg selbst, das Prinzip des Krieges, der totalisierbaren Gewalt als Mög-

---

<sup>82</sup> Heilwig Gudehus-Schomerus, Marie-Luise Recker und Marcus Riverein: Einleitung. In: Dies.: „Einmal muss doch das wirkliche Leben wieder kommen [Anm. 80], S. 9-43, hier S. 39-40; vgl. Leonhard, Büchse der Pandora [Anm. 53], S. 776-777 und S. 783-784.

keit. Das wog langfristig umso schwerer, weil es im fundamentalen Gegensatz zu jenem Leitmotiv stand, das sich während des Krieges entwickelt hatte und das für viele ein entscheidender Grund gewesen war, den Krieg mit allen Mitteln fortzusetzen. Die Hoffnung, ein letzter grausamer Krieg müsse am Ende gegen das Prinzip des Krieges überhaupt geführt werden, das Vertrauen darauf, dass der Weltkrieg ein allerletzter Krieg, ein „war that will end war“ sei, sollte bitter enttäuscht werden. Denn bereits mit dem ganz ungleichzeitigen Ende des Weltkrieges, vor allem in den Zonen der zusammengebrochenen Großreiche Russlands, der Habsburgermonarchie und des Osmanischen Reiches, aber auch außerhalb Europas, war weit über 1918 hinaus allen rhetorischen Bekräftigungen einer neuen internationalen Ordnung zum Trotz das Prinzip des Krieges, der gewaltsamen Veränderung durch Mobilisierung aller zur Verfügung stehenden Ressourcen, verstärkt worden.<sup>83</sup>

Was sich durch den Krieg elementar veränderte, war der Blick auf die Möglichkeiten der Gewalt vor dem Hintergrund einer neuartigen Unübersichtlichkeit, eines Zeitalters der Frakturen, die zu neuen Kategorienbildungen zwang. Es war nach 1918 kein neuer stabiler Ordnungsrahmen – weder gesellschaftlich, noch politisch, noch international – erkennbar. Aber die neuen Modelle des Bolschewismus wie des Faschismus wandten sich unverkennbar gegen das liberale Erbe des 19. Jahrhunderts, nicht zuletzt in der ausgesprochenen Gewaltbereitschaft und dem entgrenzten Terror nach innen und außen. Das hatte mit vielfältigen Weltkriegserfahrungen zu tun, den Übergängen vom Staatenkrieg in die Revolution und den Bürgerkrieg genauso wie mit den enttäuschten Erwartungen in vielen Gesellschaften nach 1918. Um 1930 schien das Modell des liberalen Verfassungsstaates und der Parlamentarismus jedenfalls seine Zukunft hinter sich zu haben.

Hinter dieser tiefgreifenden Erschütterung wurde etwas anderes sichtbar. Stärker als in jedem Krieg zuvor und danach traten im Ersten Weltkrieg Erwartungen und Erfahrungen auseinander. Walter Benjamin schrieb 1933 im Rückblick:

*Nein, soviel ist klar: die Erfahrung ist im Kurse gefallen und das in einer Generation, die 1914-1918 eine der ungeheuersten Erfahrungen in der Weltgeschichte gemacht hat [...] Denn nie sind Erfahrungen gründlicher Lügen gestraft worden, als die strategischen durch den Stellungskrieg, die wirtschaftlichen durch die Inflation, die körperlichen durch den Hunger, die sittlichen durch die Machthaber. Eine Generation, die noch mit der Pferdebahn zur Schule gefahren*

---

<sup>83</sup> Vgl. Leonhard, Büchse der Pandora [Anm. 53], S. 998-999.

*war, stand unter freiem Himmel in einer Landschaft, in der nichts unverändert geblieben war als die Wolken, und in der Mitte, in einem Kraftfeld zerstörender Ströme und Explosionen, der winzige, gebrechliche Menschenkörper.<sup>84</sup>*

Was aber war die Konsequenz dieser radikalen Entwertung von Erwartungen durch eine Explosion von Gewalterfahrungen in kurzer Frist seit dem Sommer 1914? Bis in die frühe Neuzeit waren Erwartungshorizonte und Erfahrungsräume in einem zyklischen Zeitverständnis aufeinander bezogen geblieben. Zwischen 1770 und 1850 brach diese Zeitvorstellung auseinander, weil die Erwartungen der Menschen im Zeitalter der Französischen Revolution weit über ihre Erfahrungen hinausschossen.<sup>85</sup> Das, was im August 1914 begann und im November 1918 nicht endete, kehrte diese Tektonik radikal um: Nun entlarvte der Krieg die Fortschrittserwartungen, jenes Erbe des 19. Jahrhunderts, als harmlose Szenarien, die der Dynamik der Erfahrungen in diesem Krieg nicht mehr standhielten. Das Ergebnis war eine Glaubwürdigkeitskrise in nahezu allen Lebensbereichen: eine Krise der Politik, Wirtschaft und Gesellschaft, der ideologischen Entwürfe zur Rechtfertigung von Staaten und Reichen, von Nationen, Ethnien und Klassen. Darin, in dieser elementaren Verunsicherung, in verkürzten Geltungsfristen und Halbwertzeiten großer Ordnungsideen, liegt ein Erbe des Krieges bis in die Gegenwart.

Der enthemmten Gewaltgeschichte in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts folgte nach 1945 eine mindestens für Europa friedliche Phase im Zeichen des stabilen Kalten Krieges und der Durchsetzung der demokratischen Massengesellschaft, zunächst in West-, dann nach 1989/91 auch in Osteuropa. Es schien, als habe man die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts gebraucht, um die seit August 1914 geschlagenen Wunden allmählich zu heilen. Aber sichtbar bleiben sie bis heute.<sup>86</sup>

---

<sup>84</sup> Walter Benjamin: Erfahrung und Armut (Dezember 1933). In: Ders.: Gesammelte Schriften, Band 2/1. Frankfurt/M. 1977, S. 213-219, hier S. 214.

<sup>85</sup> Reinhart Koselleck: „Erfahrungsraum“ und „Erwartungshorizont“ – zwei historische Kategorien. In: Ders.: Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten. Frankfurt/M 1989, S. 349-375.

<sup>86</sup> Vgl. Leonhard, Büchse der Pandora [Anm.53], S. 1004 und 1013.



*Günther Heydemann*

## **Die Kontinuität der Brüche und der Kampf zwischen Demokratie und Diktatur als Signum des 20. Jahrhunderts**

### **I.**

Mit zunehmendem Abstand zum 20. Jahrhundert wächst offensichtlich das Bedürfnis, genauer zu bestimmen, von welchen Faktoren dieses erst vor kurzem vergangene Saeculum, das blutigste in der bisher bekannten Menschheitsgeschichte, eigentlich geprägt war und welche Folgen es – bis heute – nach sich zog. Einen überragenden Stellenwert in jenem kurzen 20. Jahrhundert von 1914/18 bis 1989/90, das zugleich das „Zeitalter der Extreme“ gewesen ist, wie es Eric Hobsbawm prägnant formuliert hat,<sup>87</sup> nimmt dabei der Erste Weltkrieg ein – die „Urkatastrophe“, folgt man dem bekannten Diktum von George Kennan.

2014/2015 wurde jedenfalls an der Berliner Humboldt-Universität eine Ringvorlesung mit dem Titel „Das Jahrhundert vermessen“ durchgeführt. Zeitgleich erschien zudem ein Aufsatz von Anselm Doering-Manteuffel mit dem Titel „Die deutsche Geschichte in den Zeitbögen des 20. Jahrhunderts“.<sup>88</sup> In ihm geht es um eine Charakterisierung der letzten eineinhalb Jahrhunderte deutscher und europäischer Geschichte. Doering-Manteuffel vertritt darin die These, dass „Zeitbögen“ – und damit sind makrostrukturelle, vor allem ökonomische Entwicklungen gemeint –, Zäsuren des 20. Jahrhunderts, wie zum Beispiel den Ersten Weltkrieg, überlagert und dadurch maßgeblich bestimmt hätten. Der erste Zeitbogen umfasst nach seiner Argumentation die Hochindustrialisierung ab 1890 und reicht bis zum Beginn der Weltwirtschaftskrise Ende der 1920er Jahre; der zweite umspannt eine Periode bis zum Ende des Wirtschaftsbooms in den 1970er Jahren. Und der dritte schließlich verläuft von den 1970er Jahren bis in die Gegenwart.

Es soll nun im Folgenden nicht darum gehen, das vergangene 20. Jahrhundert ebenfalls zu vermessen. Und ebenso wenig soll das Gedenken an den Ersten Weltkrieg und die damit verbundene Erinnerungspolitik, die sich in

---

<sup>87</sup> Eric Hobsbawm: Das Zeitalter der Extreme. Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts. München 1995.

<sup>88</sup> Anselm Doering-Manteuffel: Die deutsche Geschichte in den Zeitbögen des 20. Jahrhunderts. In: Vierteljahrsshefte für Zeitgeschichte 62 (2014), H. 3, S. 321–348.

dem von Brüchen geradezu stigmatisierten 20. Jahrhundert immer wieder änderte, erneut vorgetragen werden. Es geht vielmehr um die Akzentuierung wichtiger Entwicklungsstränge dieses Jahrhunderts, um Prozesse und Phänomene, die teilweise schon vor dem Ersten Weltkrieg einsetzten, durch die Zwischenkriegszeit und beide Weltkriege aber noch eine Intensivierung erfuhren, auf jeden Fall aber das 20. Jahrhundert maßgeblich geprägt haben, teilweise mit fundamentalen Konsequenzen für unsere Gegenwart im 21. Jahrhundert. Es geht, kurz gesagt, um eine Charakteristik der letzten einhundert Jahre, um Entwicklungen, Entscheidungen, aber auch Erfindungen, die unser heutiges Leben seit 1914/18 bestimmen.

## II

Keineswegs zu Unrecht ist das 20. Jahrhundert als „Jahrhundert der Lager“<sup>89</sup> charakterisiert worden. Es genügt, an die nationalsozialistischen Konzentrations- und Vernichtungslager oder an das sowjetische GULAG bzw. bis heute bestehende russische Lagersystem zu erinnern, von anderen Lagern weltweit ganz zu schweigen.

Zu wenig bekannt ist bis heute, dass Konzentrationslager bereits kurz vor der Jahrhundertwende nahezu zeitgleich auf Cuba und in Südafrika eingerichtet worden sind – jeweils mit dem gleichen Zweck. Am Ende des kubanischen Unabhängigkeitskrieges gegen die spanische Vorherrschaft wurden ab 1895 sogenannte „campos de (re)concentración“ errichtet, um die aufständische bürgerliche Zivilbevölkerung an Revolten zu hindern. Angesichts vorherrschender Mangelernährung und ausbleibender medizinischer Versorgung nahm man billigend in Kauf, dass viele Todesfälle eintraten; insgesamt geht man heute von ca. 170 000 Opfern aus.

Nur wenig später wurden während des sogenannten „Burenkrieges“ von 1899 bis 1902 „Concentration Camps“ errichtet, in denen vor allem Frauen und Kinder der aufständischen Buren interniert wurden, um deren Widerstand gegen die britische Kolonialherrschaft zu brechen. Die katastrophalen Lebensbedingungen in den Lagern führten zu rund 26.000 Toten. Auch in diesen Lagern wurde das massenhafte Sterben der gewaltsam Internierten billigend in Kauf genommen. Das von den britischen Militärs verursachte Massaker führte jedoch in Großbritannien selbst erstmals zu tiefen Zweifeln bezüglich des bis dahin für selbstverständlich erachteten Zivilisationsauftrages in den britischen Kolonien. Noch vor dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges begann mit den Lagern auf Cuba und in Südafrika somit eine furchtbare Entwick-

---

<sup>89</sup> Joel Kotek, Pierre Rigoulot: Das Jahrhundert der Lager. Gefangenschaft, Zwangsarbeit, Vernichtung. Berlin 2001.

lung, die zu Millionen von Opfern weltweit führen sollte, bis hin zu reinen Vernichtungslagern während des Zweiten Weltkriegs. Bis heute sind Tausende von Lagern in Funktion, erinnert sei nur an Guantanamo oder die Zwangsarbeitslager in Nord-Korea. Ein weiteres Moment kommt hinzu: Auch wenn es damals am Ende des 19. Jahrhunderts und noch bis in die späten 1940er Jahre ebenso selbstverständlich blieb, dass große Staaten über Kolonialbesitz verfügten und Land und Leute ausbeuteten, der allererste Ansatz zu einer späteren Dekolonialisierung, wie er dann ab dem Ende des II. Weltkrieges sukzessive erfolgte, ist hier erstmals festzustellen. Darüber hinaus hatte sich bereits im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts angedeutet, dass der Kampf um außereuropäische Kolonien im Zeitalter des Imperialismus die bis dahin noch vorherrschende europazentrische Konfliktregelung zunehmend nach außen verlagern würde.

In der Tat sollte der Kriegsbeginn im August 1914 das Ende des „alten Europas“ mit sich bringen und zugleich das Ende des auf Gleichgewicht beruhenden europäischen Staatsystems. Denn durch den Kriegseintritt der USA und den Ausbruch der russischen Oktoberrevolution im Jahre 1917, die während des Zweiten Weltkrieges zu Hegemonialmächten wurden und den Kalten Krieg nach 1945 dominierten, verlor Europa seine traditionelle Rolle als Zentrum weltpolitischer Entscheidungen, phasenweise wurde es sogar vom handelnden Subjekt zum passiven Objekt weltpolitischer Entscheidungen; das gilt besonders für die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg. Diese entscheidende Konstellation des Jahres 1917 mit seinen Konsequenzen bis in die Gegenwart bestimmt im Übrigen bis heute die Periodisierung der Zeitgeschichtsforschung in Deutschland, zurückgehend auf die bekannte Definition von Hans Rothfels aus dem Jahre 1953.

Doch obgleich die jahrhundertelange traditionelle machtpolitische Dominanz Europas in der Welt durch die Jahre 1914/18 auf internationaler Ebene zum ersten Mal stark erschüttert wurde – der sich anschließende innenpolitische Demokratisierungsprozess in der Nachkriegszeit der 1920er Jahre führte in einigen Staaten erstmals zu einer erheblichen Erweiterung des Wahlrechts und damit auch zu einer Ausweitung des Demokratieprozesses. Das betraf vor allem das Wahlrecht von Frauen – und damit mehr als die Hälfte der Wahlberechtigten, die z. B. in Großbritannien bereits Jahre vor dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs mit der Suffragetten-Bewegung für die politische Gleichberechtigung gekämpft hatten. Nachdem Frauen und Mädchen in den Munitionsfabriken und Lazaretten an der „Heimatfront“ ihren „Dienst fürs Vaterland“ geleistet hatten, konnte man ihnen schlecht das Wahlrecht noch länger versagen. Während aber zum Beispiel in der Weimarer Reichsverfas-

sung von 1919 das allgemeine, freie, gleiche und geheime Wahlrecht ab 20 Jahren für alle Deutschen – und somit auch für Frauen – eingeführt wurde, dauerte es in England noch bis 1928, bis auch dort das für beide Geschlechter geltende Wahlrecht ab 21 Jahre in Kraft trat (ab 1918 für Männer ab 21 Jahre, für Frauen ab 30 Jahre).

Insgesamt erwies sich der Erste Weltkrieg als Beschleunigung der parlamentarischen Demokratie: So hatte Dänemark bereits 1915 das gleiche Wahlrecht für Männer und Frauen eingeführt; in Schweden vollzog sich die Entwicklung zur Massendemokratie in den Jahren 1917 und 1919, ebenso im gleichen Zeitraum auch in den Niederlanden. Nur die katholischen Staaten Frankreich und Italien hinkten hinterher: in Frankreich wurde das allgemeine, gleiche Wahlrecht – und damit auch für Frauen – erst 1944 eingeführt, in Italien 1946. Insgesamt war dies ein entscheidender Schritt zur weiteren Ausformung der parlamentarischen Demokratie, ein Prozess, der zwar durch die Diktaturen in Deutschland und Italien und anderswo noch einmal retardiert wurde, sich aber nach deren Niederlage nicht mehr aufhalten ließ.

Gleichwohl handelte es sich bei den neuen Demokratien nach wie vor um von Männern dominierte demokratische Gemeinwesen; traditionelle Geschlechterbilder blieben mental und habituell noch lange in Kraft – und dies gilt zum Teil bis heute. Dennoch ist mit dem Ersten Weltkrieg ein wichtiger Entwicklungsschub für die weitere Emanzipation der Frau zu konstatieren, der mit ihrer zumindest politischen Gleichstellung einen entscheidenden Fortschritt erfuhr.

Doch wenden wir den Blick noch einmal zurück zum Ersten Weltkrieg: In ihm und durch ihn vollzog sich eine geradezu eruptive Entladung aller bestehenden außen- und innenpolitischen Konflikte im alten Europa in einem neuen, bisher unbekannten Krieg, der wie nie zuvor vor allem von der inzwischen fortgeschrittenen Industrialisierung und Technik geprägt war. Entsprechend hoch waren in den Jahren 1914/18 die Verluste: 10 Millionen Gefallene weltweit hatte es in einem vierjährigen Krieg in der Weltgeschichte noch nicht gegeben. Besonders an der rasanten Weiterentwicklung der Artillerie, dem Krieg der Kanonen als Hauptwaffe im Stellungskrieg, dem 70% der Gefallenen zum Opfer fielen, noch mehr aber im Flugzeugbau, zeigte sich der Charakter des ersten industrialisierten Krieges. So ist z. B. bis heute weitgehend unbekannt, dass London bereits im Ersten Weltkrieg von deutschen Luftschiffen bombardiert worden ist und somit der im Zweiten Weltkrieg durchgeführte Luftkrieg gegen die Zivilbevölkerung schon 1916 seinen Anfang nahm. Ebenso unterstreicht der erstmalige Einsatz von Giftgas den neuen Typus des industrialisierten Krieges mit seiner entgrenzten Gewalt.

Die nach 1918 sich in fast allen Nationen anschließenden schweren wirtschaftlichen und sozialen Krisen wurden zugleich überlagert von fundamentalen politischen Konflikten, die bis zur Destabilisierung einzelner Staaten führen konnten; man denke nur an die Weimarer Republik oder Italien; doch in abgeschwächter Form gilt dies auch für die „alten“ Demokratien Frankreich und Großbritannien. Das „große Völkerringen“, wie es in der zeitgenössischen Sprache oft hieß, hinterließ eine tiefe politische Spaltung in den Nachkriegsgesellschaften, die vor allem in einer massiven Lagerbildung zwischen Linken und Rechten zum Ausdruck kam. Faschistische bzw. faschistoide Parteien und Bewegungen standen sozialistischen und kommunistischen Parteien und Organisationen unversöhnlich gegenüber; nicht selten bestand aber auch in ihren eigenen Reihen keine Einigkeit, was die allgemeine politische Konfliktsituation nur umso mehr vertiefte. Dazwischen standen gemäßigte konservative, liberale und sozialdemokratische Parteien, die allerdings zwischen den beiden extremistischen Parteien oft an „staatstragender Wirkung“ verloren und nicht selten zerrieben wurden. Nicht nur der Kampf zwischen Bolschewismus und Faschismus wurde zum Signum der sogenannten „Zwischenkriegszeit“, wie die nur eine Generation umfassenden Jahre zwischen dem Ende des Ersten und dem Beginn des Zweiten Weltkrieges später bezeichnet wurden, sondern auch die Ideologien des Rassen- und des Klassenkampfes standen sich unversöhnlich gegenüber. Dem Aufstieg der Demokratien nach dem Ende des Ersten Weltkriegs in vielen europäischen Ländern folgte daher relativ rasch ihr Zusammenbruch und Übergang in Diktaturen oder autoritäre Herrschaftsformen. Die Entwicklung Polens unter Pilsudzki ist dafür ein signifikantes Beispiel. Die Verbitterung über den „Diktat-“, bzw. „Schand-Frieden“ von Versailles führte zudem nicht nur in Deutschland zu einem neuen, aggressiven Nationalismus. Auch die eben erst aus den übernationalen Reichen wie der österreichisch-ungarischen Monarchie oder der Osmanischen Herrschaft hervorgegangenen neuen Nationalstaaten waren von einem unübersehbaren Chauvinismus geprägt.

Der Erste Weltkrieg ist aber auch in weiterer Hinsicht ein Menetekel. Erstmals wird ein Genozid vollzogen. Die angestrebte Auslöschung der Armenier im Osmanischen Reich durch Deportation, Aushungerung und physische Vernichtung ist nicht bloß eine völlig neue Art der Kriegsführung gegen die Zivilbevölkerung; vielmehr stellt das bis heute von der Türkei auch offiziell geleugnete Menschheitsverbrechen einen bis dahin unbekannten radikalen Bruch des damaligen Völkerrechts und der Haager Landkriegsordnung von 1907 dar, die beide ausdrücklich den Schutz der Bevölkerung in Kriegsgebieten vorsahen.

Mit der Ermordung von sechs Millionen Juden, einer halben Million Sinti und Roma und Hunderttausenden weiteren Opfern durch den Rassen- und Vernichtungskrieg der Nazis wurde der Genozid in einer bis heute rational und emotional kaum mehr nachvollziehbaren Weise noch einmal gesteigert und der Schritt in die Barbarei vollzogen.

Mit dem Begriff „Zwischenkriegszeit“ verbindet sich im Übrigen häufig eine verkürzte Perspektive. Im allgemeinen Sprachgebrauch werden darunter die Jahre eines kurzen Friedens zwischen den beiden Weltkriegen vor allem auf mitteleuropäischem Terrain verstanden. Doch tatsächlich wurde in dieser Zeit eine ganze Reihe von Kriegen geführt, nicht zuletzt in der europäischen Peripherie und außerhalb Europas.

Genannt seien nur der Bürgerkrieg in der jungen Sowjetunion ab 1918, längere Zeit sogar ausgefochten unter Beteiligung der westlichen Alliierten aus dem Ersten Weltkrieg. Dem schloss sich der Krieg zwischen der Sowjetunion und Polen bis 1922 an. Zeitlich parallel verlief der Krieg zwischen Griechenland und der Türkei in den Jahren 1920 bis 1922, begleitet von Flucht, Vertreibung und Deportation von mehr als einer Million Menschen. Erstmals tritt hier das Phänomen massenhaft erzwungener Migration hervor, die sich im Zweiten Weltkrieg in einem bislang unbekannten Maß noch weiter steigern sollte. Es sei nur an Flucht und Vertreibung von rund 14 Millionen Deutschen aus den ehemaligen Ostgebieten mit ca. zwei Millionen Zivilopfern erinnert, die bisher weltweit größte Zwangsmigration überhaupt. Ebenso wenig dürfen aber auch die fünf Millionen „DP's“ (=displaced Persons) nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs vergessen werden.

Um den Blick nicht zu einseitig europazentrisch auszurichten, sei darüber hinaus auch noch an die japanische Eroberung der chinesischen Mandchurei und deren Einverleibung in das japanische Kaiserreich in den Jahren zwischen 1931 und 1934 erinnert – ein Konflikt, der im japanisch-chinesischen Krieg von 1937 bis 1945 seine Fortsetzung finden sollte. In den Jahren 1935/36 eroberte das faschistische Italien in einem spätkolonialen Eroberungskrieg Äthiopien. Und schließlich muss auf den spanischen Bürgerkrieg von 1936 bis 1939 hingewiesen werden, der zu einem Stellvertreterkrieg zwischen Faschisten und Nationalisten auf der einen und Sozialisten und Kommunisten auf der anderen Seite wurde.

### III

Brachte der Erste Weltkrieg einen sprunghaften Industrialisierungs- und Technologieschub mit sich, so wurden die 20er und 30er Jahre des vorigen Jahrhunderts und noch einmal der Zweite Weltkrieg selbst Jahrzehnte der

Entwicklung Bahn brechender Erfindungen und Entdeckungen, die noch heute unser Leben bestimmen.

Die bereits um 1900 beginnende Entwicklung der Quantentheorie von Max Planck, unmittelbar gefolgt von der Relativitätstheorie Albert Einsteins, führte zur intensiven Erforschung der größten wie der kleinsten Teile der Materie und deren Zusammensetzung, da sich diese nicht mehr durch die klassische Newtonsche Mechanik erklären ließ. Die Spaltung von Atomen und die Nutzung der dadurch frei werdenden ungeheueren Energien, nicht zuletzt im Zweiten Weltkrieg aus militärischen Gründen maßgeblich vom nationalsozialistischen Deutschland und den USA vorangetrieben, führte schließlich zur Entwicklung der Atom-Bombe und deren Einsatz gegen Japan am 6. und 9. August 1945.

Auch wenn dadurch der Zweite Weltkrieg beendet wurde, stellt der Abwurf der Atom-Bombe eine fundamentale Zäsur in der Geschichte der Menschheit dar, weil seitdem die potenzielle Möglichkeit ihrer Selbstauslöschung gegeben ist. Die Beendigung des Zweiten Weltkrieges als eines bis dahin noch konventionellen Krieges durch den Eintritt in den Nuklearkrieg hat darüber hinaus, auch über 1989/90 hinaus, eine völlig neue militärstrategische und sicherheitspolitische Situation für die Weltbevölkerung geschaffen. Denn die bis heute nach wie vor bestehende Gefahr der Selbstauslöschung durch einen Atomkrieg hat unsere Welt in einer Art absurder sicherheitspolitischer Logik tatsächlich sicherer gemacht.

Wie bereits erwähnt, hatte die Entwicklung der Luftfahrt durch den Ersten Weltkrieg einen enormen Auftrieb erhalten. Dies sollte sich in den 1920er und 1930er Jahren fortsetzen, um im nächsten Weltkrieg erneut einen enormen Technologieshub zu durchlaufen. So machte es zum Beispiel die Erfindung von Druckkammern in Flugzeugen möglich, in größeren Höhen zu fliegen als bisher – und damit der Flakabwehr zu entgehen. Kurz darauf sollte die Erfindung von Strahltriebwerken erheblich schnellere Geschwindigkeiten ermöglichen als mit den bisherigen Propellermotoren. Und schließlich wurde die Ortung und Navigation durch den Einsatz von Radar massiv verbessert, bis hin zum Blindflug sowie Start und Landung bei schlechten Wetterbedingungen. Ohne diese technologischen Quantensprünge wären die heutige Luftfahrt und der weltweite Flugtourismus undenkbar.

Auch die aus militärischen Gründen massiv vorangetriebene Raketen-technik durch die NS-Diktatur im Zweiten Weltkrieg mit dem Einsatz der sogenannten V 2 [„Vergeltungswaffe“] ab September 1944 legte mit der Entwicklung völlig neuer Steuerungsmethoden und Antriebsaggregate die Grundlage für die in den 1950er Jahren beginnende bis heute andauernde Welt-

raumforschung, die von Anbeginn an von den Siegermächten USA und Sowjetunion maßgeblich ausgestaltet und dominiert wurde.

Auch die ersten regelmäßigen Fernsehsendungen, allerdings noch vor einem sehr kleinen Publikum, wurden ab 1928 in den USA und ein Jahr später in Großbritannien ausgestrahlt, nachdem bereits vor dem Ersten Weltkrieg und während seines Verlaufs entscheidende Erfindungen dazu gemacht worden waren, wie zum Beispiel die Elektronenröhre schon im Jahre 1907. 1930 wurde in Deutschland erstmals ein vollelektronisches Fernsehbild vorgeführt, dessen Weiterentwicklung dann während der Olympischen Spiele von 1936 in Berlin durch eine elektronische Fernsehkamera zum Einsatz kam. Unmittelbar vor Ausbruch des Zweiten Weltkriegs im Juli 1939 wurde im NS-Deutschland noch der Prototyp eines Einheitsfernsehempfängers, ähnlich dem Radio-Volksempfänger, vorgestellt. Zur Ausstrahlung regelmäßiger Programme ist es aber durch den Krieg nicht mehr gekommen, obwohl die technischen Voraussetzungen dafür bereits vorhanden waren.

Die weitere, rasante Entwicklung des Fernsehens zu einem Massenmedium geschah dann nach dem Zweiten Weltkrieg zunächst in den USA, dann weltweit und sollte die bis dahin bestehende Medienlandschaft revolutionieren. Heute ist das Fernsehen aus unserem täglichen Leben sowohl als Medium der Nachrichtenübermittlung als auch der Freizeit nicht mehr wegzudenken und hat das soziale Zusammenleben der Gesellschaft und der Familien stark verändert.

Das gilt auch für die Erfindung und Entwicklung der Computertechnologie und Datenverarbeitung, die ebenfalls in diesem Zeitraum beginnt, auch wenn damit zunächst noch keine militärischen Zwecke verfolgt wurden. Konrad Zuse gelang es im Jahre 1941 erstmals, einen vollautomatischen, in binärer Gleitkommarechnung arbeitenden Rechner mit Speicher und einer Zentralrecheneinheit, bestehend aus Telefonrelais, mit dem Berechnungen programmiert werden konnten, herzustellen. Seine Erfindung stellte den ersten funktionsfähigen Computer der Welt dar. Die Erfindung des Mikrochip 30 Jahre später machte die revolutionäre Verkleinerung von Computern möglich; bereits ab 1976 erfolgte erstmals die Massenproduktion von Personalcomputern, die heute ganz selbstverständlich unser Leben und Arbeiten bestimmen.

Eng damit zusammen hängt die Entwicklung des Internet, das in den frühen 1960er Jahren in der Konfrontationsphase zwischen den USA und der Sowjetunion im Kalten Krieg erfunden wurde. 1962 bat die US Air Force eine kleine Forschergruppe, ein militärisches Kommunikationsnetzwerk zu schaffen, das einem nuklearen Krieg widerstehen könnte. Das elektronische Netzwerk sollte so beschaffen sein, dass es auch bei Zerstörung einer oder mehre-

rer Rechner noch dezentral funktionieren würde. Sieben Jahre später wurde ein erstes netzwerkartiges elektronisches Datenübertragungssystem geschaffen, das die gewünschten Funktionen erfüllte. Bald wurde das Internet partiell auch für zivile Zwecke verwendet und erfuhr durch die Einführung des World Wide Web (WWW) im Jahre 1991 noch einmal eine Art Quantensprung, indem zwei Jahre später mit der Einführung des Netscape Browsers nun auch weltweit im Internet gesurft werden konnte. Inzwischen ist die selbstverständliche Nutzung des Internet aus unserem heutigen Leben nicht mehr wegzudenken.

#### IV

Die letzten 100 Jahre seit dem Ersten Weltkrieg sind somit ein Zeitalter gewesen, das ebenso von tiefgreifenden Zäsuren gekennzeichnet war, wie von einer ungeheuer rasanten Entwicklung auf nahezu allen Ebenen. Ganz eindeutig nimmt dabei der Erste Weltkrieg eine Schlüsselfunktion ein. Wer vor, während oder nach ihm geboren wurde, geriet unweigerlich in eine „Kontinuität der Brüche“ (Rudolf Vierhaus) seines eigenen Lebens. Diese Konfiguration stellt geradezu ein historisches Charakteristikum nicht zuletzt der deutschen Geschichte dar, freilich nicht allein. Genannt seien nur noch einmal die Jahreszahlen 1914/18, 1933, 1945, 1949, 1989/90. Diese Daten mögen auf den ersten Blick abstrakt erscheinen, sie sind es aber keineswegs, wenn man sich kollektive und individuelle Biographien während dieses Zeitraums vor Augen hält.

Die inzwischen fast ausgestorbene Generation von Deutschen, die noch im Kaiserreich oder während des Ersten Weltkrieges geboren wurde und in der Weimarer Republik aufwuchs, haben als Kinder, Jugendliche und Erwachsene die NS-Diktatur und einen Zweiten Weltkrieg erlebt; nach 1945 setzten sie ihr Leben in einer der vier Besatzungszonen fort. Mit Gründung der beiden deutschen Staaten im Herbst 1949 haben sie dann ihr Leben entweder in der Bundesrepublik oder in der DDR verbracht – manche zum Teil auch in beiden deutschen Staaten, um dann nach 40 Jahren der Teilung Deutschlands durch die friedliche, demokratische Revolution seit dem 3. Oktober 1990 wieder in einem deutschen Nationalstaat leben zu können. Im Verlauf ihrer Biographie haben einige von ihnen somit in sechs verschiedenen Staaten bzw. Staatswesen (i.e. Besatzungszonen) gelebt, fünf Staatsformen erlebt und dabei zwei Weltkriege durch- und überlebt. Für eine Mehrheit von Deutschen dieser älteren Generationen, insbesondere der vor dem Zweiten Weltkrieg Geborenen, stellt das eine vergleichsweise „normale“ Biographie dar.

Ihr Leben im 20. Jahrhundert wurde dabei vom Kampf zwischen Demokratie und Diktatur geprägt. Auf den Ersten Weltkrieg folgte die erste deutsche Demokratie Weimars, die von der nationalsozialistischen Diktatur usurpiert wurde – der schlimmste Zivilisationsbruch der Weltgeschichte. Auf die sich anschließende Besetzungszeit folgten in einer über 40 Jahre existenten parallelen Konstellation Demokratie und Diktatur nebeneinander, eine in Europa nach 1945 einzigartige Situation. Entwurf und Gegenentwurf eines jeweils diametralen politischen Herrschafts-, Wirtschafts- und Gesellschaftssystems standen sich in scharfer Konkurrenz gegenüber. Dass am Schluss die Demokratie, der Rechtsstaat und die soziale Marktwirtschaft gesiegt haben, ist dem Wunsch nach freier Selbstbestimmung, der Basis jeglicher menschenwürdiger Existenz zu verdanken, wie er sich in der Friedlichen Revolution von 1989/90 in der DDR manifestierte.

Doch auch das allein genügt nicht. Zur Wahrung ihrer Existenz braucht die Demokratie Frieden und Sicherheit. Es hat seinen tieferen Grund, dass die Idee eines vereinten Europa aus den Erfahrungen des Ersten Weltkriegs resultiert, aus der Erkenntnis, dass sich ein so unsinniges Abschlachten nicht noch einmal wiederholen sollte. Dass es sich dann doch noch einmal wiederholen sollte, sogar um ein Fünffaches gesteigert, schien Ende 1918 undenkbar.

Die Paneuropa-Union, 1923 von Graf Coudenhove-Kalergi gegründet, konnte trotz des Verbots durch die Nationalsozialisten auch nach dem Zweiten Weltkrieg entscheidende Impulse für die Europäische Bewegung setzen, die wiederum zu einer der wichtigsten Faktoren für die Gründung der EWG (Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft) wurde. Angesichts gegenwärtiger Euro-Krise, Problemen der Wirtschafts- und Finanzpolitik und vielem anderen mehr, ist zu sehr aus dem Blickfeld verschwunden, dass Frieden eines der wichtigsten Motive für die Europäische Union war und ist. Dass dies nicht selbstverständlich ist, zeigt der politische und militärische Konflikt um die Ukraine.

*Włodzimierz Borodziej/Maciej Górnny*

## **Unsere Feinde jenseits und diesseits der Grenze. Die Ethnisierung der Imperien 1914-1918**

In den beiden Vielvölkerreichen im Osten Europas erinnerten die ersten Tage des Großen Krieges in vieler Hinsicht an die Szenen, die sich gleichzeitig in Paris, London oder Berlin abspielten.<sup>90</sup> Enthusiasmus mischte sich mit Fatalismus, Neugier mit Angst. Am 2. August 1914 vermeldeten die österreich-ungarischen Zeitungen einen mehrere zehntausend Menschen zählenden Fackelzug in Budapest, der mit einer Ovation zu Ehren der Armee und des gerade mit seiner Gattin in der Stadt weilenden Erzherzogs Karl (des künftigen Kaisers) endete. Nach der Rückkehr des erzherzoglichen Paares nach Wien spannten begeisterte Angehörige der Militärakademie die Pferde an seiner Kutsche aus und zogen diese selbst zum Bahnhof. Von dort wollte das Paar weiter durch das Land reisen. In der galizischen Provinz, in Rzeszów, beobachtete Wincenty Daniec aus den Fenstern seines Hauses:

*„In zwei Wochen seit der Bekanntmachung der Mobilisierung veränderte die die Straßen der Stadt überflutete Menge der Einberufenen ihre Farbe in hellblau der Uniformen. [...] Bürgersteige voll nervöser Zivilbevölkerung, in der Mitte marschieren ständig lange Soldatenketten mit Eichenblättern, und wenn es sie nicht mehr gibt, mit Akazienblättern an den Mützen. [...] Die Hoffnung und Siegesgewissheit sind überall groß. Wir reißen uns die Zeitschriften aus den Händen, die mehrmals täglich rauskommen und besuchen den Bahnhof, von dem jeden Tag hunderte von Zugtransporten nach Norden und Osten abfahren. Pausenlose „Hurra“-Rufe verabschieden die Abreisenden. Sie antworten aus den Waggons; aus ihren Gesichtern strahlt Wille und Freude. Auf den Waggons steht „Jeder Schuss ein Russ, Alle Russen und Serben müssen sterben, Expresszug nach Moskau-Petersburg“.<sup>91</sup>*

---

<sup>90</sup> Dieser Beitrag basiert auf einem Kapitel aus unserem im Sommer 2014 erschienenen Buch Nasza wojna, Bd. 1: Imperien, 1912-1916 [Unser Krieg, Bd. 1: Imperien, 1912-1916]. Warszawa 2014. Eine veränderte Version erschien in der Übersetzung von Peter Oliver Loew als Włodzimierz Borodziej, Maciej Górnny: „In der Feuerlinie sind alle gleichberechtigt“. Zur Loyalität der Nationen im Ersten Weltkrieg. In: Ostmitteleuropa 64 (2014), H. 2-4, S. 91-108.

<sup>91</sup> Zit. nach: Polski wir I wojny, 1914-1918. Hrsg. Von Agnieszka Dębska. Warszawa 2014, S. 38f.

Die böhmische *Národní Politika* beschrieb zahlreiche Feierlichkeiten, die nach ein und demselben Schema abliefen. Zum Beispiel am 3. August in Königgrätz:

*„Während des Konzerts der Militärkapelle bejubelte ein ansässiger Anwalt die Armee. Dies griffen zahlreiche Versammelte auf, was Anlass zu Ovationen zu Ehren Seiner Hoheit des Kaisers gab. Die Versammelten sangen mehrmals die Kaiserhymne der Monarchie sowie ‚Kde domov můj‘. Unaufhörlich wurde ‚Sláva!‘ und ‚Hoch!‘ zu Ehren Seiner Hoheit sowie der Armee gerufen. Die Einwohner von Königgrätz erhoben auch in der Nacht Jubel zu Ehren des Kaisers und der Armee. Die Teilnehmer der Kundgebung kamen bis vor das Rathaus und die Bezirkshauptmannschaft, wo erneut die Hymne der österreichischen Völker gesungen wurde, unter den Zurufen ‚Sláva‘ und ‚Hoch‘ auf Seine Hoheit.“<sup>92</sup>*

Über dieselben Ereignisse konnte man ganz unterschiedlich schreiben, was vor allem für die Vielvölkermonarchie galt, wo die Frage der Loyalitäten viel komplizierter war als in Paris, London oder Berlin. Franz Kafka war Zeuge der August-Kundgebungen in den Straßen Prags:

*„Patriotischer Umzug. Rede des Bürgermeisters. Dann Verschwinden, dann Hervorkommen und der deutsche Ausruf: ‚Es lebe unser geliebter Monarch, hoch!‘ Ich stehe dabei mit meinem bösen Blick. Diese Umzüge sind eine der widerlichsten Begleiterscheinungen des Krieges. Ausgehend von jüdischen Handelsleuten, die einmal deutsch, einmal tschechisch sind, es sich zwar eingestehen, niemals aber es so laut herausschreien dürfen wie jetzt. Natürlich reißen sie manchen mit. Organisiert war es gut. Es soll sich jeden Abend wiederholen, morgen Sonntag zweimal.“<sup>93</sup>*

Kafkas Bericht bestätigt, dass der sogenannte Augenzeuge in der Regel nur einen Ausschnitt der Wirklichkeit sieht, den er nach seinem Kenntnisstand, seinen Ansichten und seiner Stimmung kommentiert. Gerade in Prag sollte sich nämlich rasch herausstellen, dass die jubelnde Menge für die Behörden kein geringes Problem darstellte: Es überwog in Umzügen und bei Reden die deutsche Sprache, die Franz-Joseph-Porträts vermochten die Rufe „Heil Kaiser Wilhelm“ nicht zu verdecken, und sie führten oft an den deutschen Institutionen wie dem Konsulat, dem Deutschen Casino sowie dem Sitz deutschsprachiger Zeitungen vorbei. Deutsche Lieder wie „Die Wacht am Rhein“ oder „Ich

---

<sup>92</sup> Manifestace v Hradci Králové. In: Národní Polityka Nr. 212 vom 4. August 1914.

<sup>93</sup> Franz Kafka: Tagebücher 1910–1923. Frankfurt/Main 1967, S. 546 f.

hatt' einen Kameraden" wurden fast lieber gesungen als der Habsburger „Prinz-Eugen-Marsch“, während ihr tschechisches Pendant „Hej Slované“ (Hej, Slawen) angesichts des Kriegs gegen die slawischen Staaten Serbien und Russland zu einem Symbol für Staatsverrat wurde. Der örtliche Statthalter Franz Fürst von Thun-Hohenstein hatte keine große Wahl: Nach einer Woche der Kundgebungen dankte er „den lieben Prager Mitbürgern[n] tschechischer und deutscher Zunge“ für ihre höchst patriotische Einstellung und bat sie – mit ihren Manifestationen aufzuhören, um den bis dahin so starken Eindruck von Einheit nicht zu schwächen. Insgeheim hatte der Statthalter Angst davor, dass sich die Tschechen und die Deutschen schon bald die Köpfe einschlagen würden.<sup>94</sup>

Ähnlich – auf den ersten Blick kurios – verhielt sich zur selben Zeit der russische Gouverneur von Livland. Es handelte sich nicht um die örtlichen Deutschen, denen man schwerlich fehlende Loyalität vorwerfen konnte. Das Demonstrationsverbot rührte aus der Furcht, dass die örtlichen Sozialisten die Kundgebungen zu ihren staatsfeindlichen Zwecken missbrauchen und unter dem Vorwand der Verabschiedung von Soldaten gegen den Krieg agitieren würden.

Mit Sicherheit zählte zu denjenigen Gegenden, in denen die Identifikation der Untertanen mit ihrem eigenen Staat keineswegs selbstverständlich war, das russische Teilungsgebiet Polens. Für viele Beobachter war die Reaktion der Bevölkerung eine Überraschung. Ein polnischer Journalist beschrieb die Augusttage in Warschau wie folgt:

*„Ich weiß nicht, ob ich schon jemals so eine Stimmung einer auf der Straße verweilenden Menge gesehen habe wie das tagelange Ausharren auf der Krakauer Vorstadt, vom [Hotel] ‘Bristol’ bis zur Hl.-Kreuz-Kirche am Tag des 1. August, eine einzige Menge von Verwandten und Freunden der Rekruten, zu deren ‘Sammelpunkten’ der Hof der Universität gehörte. Beide Gehsteige voller Menschen; es spielen sich – im Stil der Reporter ausgedrückt – ‘herzzerreißende Szenen’ ab, doch die Stille, ja sogar Ordnung, die noch nicht einmal von den geringsten Exzessen getrübt war! Und damit nicht genug. Christliche und jüdische Familien verbrüdern sich wortwörtlich – in einer Atmosphäre gemeinsamen Leids. [...] Vor der Universität selbst, wo das Gedränge am dichtesten war, sorgten sechs berittene Gendarmen für Ordnung, erleichterten Straßenbahnen, Droschken*

---

<sup>94</sup> Jan Galandauer: Kriegsbegeisterung in Prag. In: Luboš Velek, William D. Goodsey Jr., Michal Svatoš (Hrsg.): Magister noster. Sborník statí věnovaných in memoriam prof. PhDr. Janu Ha-vránkovi, CSc. Praha 2005, S. 327-333.

*und Automobilen die Durchfahrt in der Straßenmitte. Ich stand in der Menge, schaute und – rieb mir die Augen. In der Zerteilung der Menge durch diese berittenen Gendarmen war etwas unverständlich Zartes: Mit der Hand, mit ihrer Stimme – baten sie, auseinanderzugehen oder zurückzutreten; sie versuchten sich in Überredung; sie zögerten nicht, herzliche, auf patriarchalische Weise gnädige Ausdrücke zu gebrauchen; kein Fauchen, kein Zertrampeln, keine Schläge mit der flachen Klinge, wie wir sie so gut kennen. Aufmerksam, ganz langsam schreitet der Gendarm auf seinem Pferd vor der aufgehaltenen, auf die Straße drängenden Menge und ruft halblaut: „Zur Seite, meine Herren, zur Seite!“<sup>95</sup>*

Ein antirussisch gesinnter Beobachter bemerkte am 31. Juli skeptisch:

*„Warschau lebt in einem Kriegsrausch: Hass gegen die Deutschen verband sich mit Anbetung des in der Armee personifizierten Russlands. Feindliche Manifestationen vor dem deutschen und österreichischen Konsulat knüpften an Sympathiebekundungen gegenüber Russland und Glaubensbekenntnisse an seinen Sieg an. Man unterschied nur zwei Seiten des Konflikts: Russland und Deutschland. Die polnische Frage überließ man Gottes Gnade“<sup>96</sup>*

Die Berichte aus Prag und Warschau geben die im August 1914 in den Vielvölkerreichen herrschende Stimmung gut wieder. Das im mobilmachenden Europa vorherrschende Gefühl war nicht Kriegsbegeisterung, sondern vielmehr Unsicherheit und Angst um die Angehörigen. So verhielt es sich sogar in den Zentren der kämpfenden Imperien, in London, Berlin und Paris. Umso mehr Grund zur Unruhe hatten diejenigen Einwohner, die sich nicht immer vollends mit ihrem Staat identifizieren konnten. War ein möglicher Sieg in dem zum Kampf der germanischen gegen die slawische Welt stilisierten Krieg Österreich-Ungarns und Deutschlands gegen Russland und Serbien für die slawischen Völkergemeinden der Habsburger- und der Hohenzollernmonarchie eine Chance oder vielmehr eine Gefahr? Was hatten die nichtrussischen Untertanen der Romanovs nach einem russischen Sieg zu gewärtigen? Derlei Fragen stellten sich die auf drei kriegsführende Reiche aufgeteilten Polen, aber auch Tschechen, Litauer, Letten, Esten, Ukrainer, siebenbürgische Rumänen, ungarische Serben, Bosniaken, österreichische Italiener, Russlanddeutsche oder schließlich auch die Juden. Im Sommer 1914 war die Reaktion aller dieser Gruppen verblüffend ähnlich. Selbst wenn sie keine große Begeisterung an

---

<sup>95</sup> Czesław Jankowski: *Z dnia na dzień. Warszawa 1914-1915* Wilno. Wilno 1923, S. 7.

<sup>96</sup> Vgl. Anm. 91, S. 34.

den Tag legten, so zeichneten sie sich doch durch vollständige Loyalität aus und verliehen ihrer Hoffnung Ausdruck, dass der Krieg ihre Lage wenigstens etwas verbessern würde.

Wer in Ostmitteleuropa und auf dem Balkan regionale Besonderheiten sucht, wie die Menschen auf den Kriegsausbruch reagierten, findet sie weniger im Verhalten der Menge, als in der Tatsache, dass jede Nationalität ihre Loyalität getrennt verkündete. Schon in dieser frühen Phase war eine Ethnisierung zu erkennen, die, wie sich letztlich herausstellen sollte, für die Vielvölkerreiche lebensbedrohlich war.

Vor dem Krieg konnte man ein dem Kaiser oder dem König gegenüber loyaler Untertan sein, auch wenn man einer anderen Nationalität als der Staatsnation angehörte, da nicht diese für die gesellschaftliche Position oder die beruflichen Chancen ausschlaggebend war. Ein Ukrainer konnte als Eisenbahnbeamter der Monarchie seines Gehalts ebenso sicher sein wie ein Kroate. Ein polnischer Bauer in Preußen erhielt für sein Getreide genauso viel wie sein deutscher Nachbar; ein lettischer Arbeiter in Riga verdiente ähnlich wie ein Jude an der Maschine daneben. Der Krieg der Imperien, der von beiden Seiten von Anfang an als historische Konfrontation der deutschen und der slawischen Welt dargestellt wurde, setzte rasch eine Lawine der Veränderungen in Gang, unter denen die bis 1914 geltenden Prinzipien verschüttet wurden.

Der Ausbruch des deutschen Chauvinismus ließ – wie am Beispiel Prag zu sehen war – die Hochstimmung der nichtdeutschen Untertanen Franz Josephs I. und Wilhelms II. zweifellos abklingen. Kein Wunder also, dass sie den Ereignissen vom Sommer 1914 sehr reserviert gegenüberstanden. Der kaschubische Schriftsteller und Arzt Aleksander Majkowski, der schon bald mobilisiert werden sollte, um zunächst zur Unterwerfung Rumäniens und anschließend an die Westfront beordert zu werden, hielt sich Anfang August 1914 in Zoppot auf:

*„[...] die ganze Woche, bevor Deutschland Russland den Krieg erklärte, herrschte eine gewaltige geistige Erregung. Kaum war die Kunde von der Kriegserklärung Österreichs an Serbien im Umlauf, da schwollen, künstlich oder nicht, die patriotischen deutschen Gefühle an. Es gab Umzüge mit Gesängen, die von Halbstarken im Kurgarten und auf der Seestraße veranstaltet wurden. Das Kurorchester wich vom Programm ab, spielte Soldatenlieder und mischte immer wieder die Nationalhymnen darunter: Ich bin ein Preuße! und Deutschland über alles! usw. Dasselbe geschah in den Cafés und Restaurants. Nur bei Heese wurden gelegentlich polnische volkstümliche*

*Melodien, Moniuszko und Chopin gespielt. Besonders patriotisch zeichnete sich das Café Central aus, aus dem Lieder und Geschrei der vom Alkohol berauschten Menschen erschollen und mich nicht schlafen ließen.“<sup>97</sup>*

Majkowskis skeptische Haltung blieb den örtlichen Patrioten ganz offensichtlich nicht verborgen, da er schon am nächsten Tag unter dem Vorwurf der Spionage verhaftet wurde. Seine polnischen Notizen kamen den Behörden höchst verdächtig vor, und erst ein am Tag darauf herbeigerufener amtlicher Übersetzer war in der Lage, das Missverständnis aufzuklären.

Dramatischer war die Lage von Nationalitäten, die zuvor nur „verdächtig“ waren und nun ganz eindeutig „feindlich“ wurden. Nach Triest, das sich wirtschaftlich stürmisch entwickelte, waren um die Jahrhundertwende in großer Zahl Slowenen aus den umliegenden Dörfern gezogen. Dennoch bestand der Großteil der 230.000 Einwohner nach wie vor aus Italienern. Die im Frühjahr 1915 wachsenden Spannungen zwischen Italien und der k.u.k. Monarchie führten zu einem massenhaften Exodus nicht nur italienischer Staatsbürger, sondern auch führender Vertreter der ansässigen Italiener – Untertanen von Franz Joseph. Rom erklärte der Habsburgermonarchie am Sonntag, den 22. Mai, den Krieg. Am Nachmittag gelang es der Polizei nur mit Mühe, einen Angriff auf das Konsulat zu verhindern. Am Abend griff die Menge alles an, was italienisch war – Zeitungsredaktionen und Vereinslokale, Geschäfte und Cafés. Die Unruhen und Plünderungen hielten bis zum Morgen an. Am nächsten Tag ersetzen die Behörden den bisherigen Stadtrat von Triest durch einen Kommissar; die Polizei begann mit großangelegten Verhaftungen und Internierungen. Die italienischen gesellschaftlichen Organisationen wurden verboten, staatliche Angestellte italienischer Nationalität vielfach entlassen. Parallel lösten die Behörden in den umliegenden Gemeinden weitere Selbstverwaltungsorgane auf und änderten Straßennamen, die sich auf die Idee des italienischen Nationalstaats bezogen. Das gründlich von seinen Eliten und oberflächlich von der Symbolik des Feindes gesäuberte Triest wurde zu einer weiteren habsburgischen Stadt im Hinterland der Front.

Ähnlich entwickelte sich die Situation am anderen Ende Mitteleuropas. Die Deutschen nahmen in den baltischen Provinzen Russlands eine sehr viel exponiertere Stellung ein als die Italiener in Istrien, allerdings nicht, weil es an den Ostseegestaden in absoluten oder relativen Zahlen mehr Deutsche gegeben hätte als Italiener am österreichischen Ufer der Adria. Die Baltendeutschen waren schließlich bis in die 1880er Jahre nicht nur loyale, sondern auch

---

<sup>97</sup> Aleksander Majkowski: Pamiętnik z wojny europejskiej roku 1914. Hrsg. Von Tadeusz Linker. Wejherowo-Pelplin 2000, S. 60.

privilegierte Untertanen des Zaren gewesen: Sie hatten eine wichtige Rolle in den Petersburger Ministerien gespielt und in den Küstengouvernements die faktische Macht ausgeübt. Im letzten Vierteljahrhundert hatten sie viel von dieser Position eingebüßt, doch im Sommer 1914 schickten sie den Behörden ebenso untertänig-ergebene Adressen wie alle anderen Untertanen des Zaren. Die Welle des russischen Nationalismus erreichte das Baltikum in Windeseile. Schon im Herbst verhängten die Behörden ein Verbot, die deutsche Sprache an öffentlichen Orten zu verwenden. Darüber wachten nicht nur die Polizei, sondern vor allem die Nachbarn, die eifrig Deutsche anzeigen. „Das Spitzeltum als Nebenberuf blüht auf“, vermerkte im November ein resignierter Deutscher aus Riga.

Das Verbot, auf der Straße oder im Park, bei Versammlungen, in Ämtern, Anwaltskanzleien und vor Gericht Deutsch zu verwenden, war allerdings nur ein Teil der Russifizierung, an die sich die Deutschen als „Maulkorbzeit“ erinnerten. Die Schulen wurden geschlossen (einige setzten ihren Lehrbetrieb auf Russisch fort), schließlich auch die Bibliotheken. Der Deutsche Club wurde aufgelöst, die Post weigerte sich, auf Deutsch geschriebene Briefe anzunehmen, man durfte die Sprache nicht bei Telefongesprächen verwenden, und die bisherigen Geschäftsnamen verschwanden. Zur letzten Zufluchtsstätte des Deutschen wurde die lutherische Kirche. Die sonntäglichen Gottesdienste wurden nun von mehr Gläubigen besucht als vor dem Krieg; sie beteten sicherlich nicht nur für ihre Söhne und Brüder, die in russischen Uniformen an der Front starben, sondern auch für ein rasches Ende der „russischen Zeiten“, die sie zu Ausländern im eigenen Land hatten werden lassen.

Die Erschütterung der Stellung der Baltendeutschen korrespondierte mit der gesellschaftlichen Degradierung der Juden. In Riga drückte sich diese Sonderstellung in der Bußgeldverordnung aus, die von der Polizei überdies offensichtlich als hervorragende Quelle außerplanmäßiger Einnahmen angesehen wurde. Ein Zeuge vor Ort rekonstruierte eine Tabelle für „ungenügendes Fensterverhängen“ so:

„*Die Bestrafung dafür wird völkisch abgestuft. Juden haben 100-200 Rubel zu zahlen bzw. erhalten einen Monat Gefängnisarrest. Für Deutsche wird die Buße auf die Hälfte, für Letten und Russen auf ein Viertel des jüdischen Maßes herabgesetzt*“<sup>98</sup>

An vielen Orten wurde bei spontanen oder organisierten Demonstrationen Unterstützung für die Regierenden geäußert, vor allem aber Hass gegen Untertanen anderer Nationalität, Religion oder von anderem Stand. In Zagreb

---

<sup>98</sup> Alfred von Hedenström: Rigaer Kriegschronik 1914–1917. Riga 1922, S. 76 und 86.

und einigen anderen kroatischen Städten skandierte die auf den Straßen versammelte Menge: „Dole Srbija!“ („Nieder mit Serbien!“) Ähnliche Szenen spielten sich in Sarajevo ab. Sowohl in Kroatien als auch in Bosnien wurden Geschäfte geplündert, die Bürger der Habsburgermonarchie mit serbischer Nationalität gehörten. Ein großer Teil der Demonstranten waren betrunkene Rekruten, die sich bereits ein paar Tage später an der misslungenen Besetzung von Serbien beteiligten. In der Armee General Potioreks betrug in einigen Einheiten der Anteil der Kroaten bis zur Hälfte und derjenige österreichischer Serben bis zu einem Viertel.<sup>99</sup> Die Militärs kamen in den Erinnerungen serbischer Untertanen der Monarchie jedoch nicht gut weg, sei es als betrunkene Rekruten, sei es als bereitwillige Vollstrecker des Kriegszustands.

Andere Formen der Ethnisierung waren Folge der großen Migrationen, Massenfluchtbewegungen und Deportationen. Im August 1915 versuchte der „*Illustrowany Kuryer Codzienny*“ (Illustrierter Täglicher Courier) mit der Überschrift „Der Krieg hat den polnischen Kleinhandel geschaffen“ Leser zu gewinnen. Die Tageszeitung erklärte nicht, dass der Grund in der massenhaften Flucht von Juden vor der russischen Armee zu suchen war, doch erläuterte er die Expansion polnischer Geschäfte relativ zutreffend. Die Zukunft der „wahren Pioniere des polnischen Handels“ schien vorerst unklar zu sein; fehlende Kredite konnten ihnen den Garaus machen. Ähnlich verhielt es sich in der Kriegszeit mit der Perspektive der Kleinunternehmer in anderen Provinzen. Dennoch waren Christen als Verkäufer oder Besitzer in Landstrichen, wo der Dienstleistungssektor bis dahin von den Juden dominiert worden war, ein neues Element der Landschaft.

Riga, das wie Wilna, Czernowitz, Wien oder Triest ein gutes Beispiel für die Ethnisierung ist, besaß besondere Merkmale: Hier fand im Oktober 1915 die feierliche Beisetzung von drei lettischen Schützen statt, die sich freiwillig gemeldet hatten und die „ersten Helden“ waren, die zugleich für ihr imperiales und ihr nationales Vaterland gestorben waren. Die Zeremonie betonte die Nationalität der Soldaten – die Letten waren für den Zaren und für ihr Land gefallen; wäre letzteres nicht so wichtig gewesen, so hätte man sie nicht getrennt von ihren russischen Waffenbrüdern bestattet. Zur selben Zeit entstand in Polen ein Gedanke, der sich formal am deutschen Gefallenengedenken aus dem Krieg von 1870 orientierte:

*„Man muss in jeder Pfarrkirche nach ausländischem Vorbild eine Marmortafel einmauern. An ihrem Anfang werden die **Namen** aller [polnischen, in der österreichisch-ungarischen Armee dienenden]*

---

<sup>99</sup> Andrej Mitrović: Serbia's Great War 1914-1918. London 2007, S. 67.

**Legionäre** genannt, die im Krieg gefallen oder an ihren Wunden gestorben sind [...] Nach den Legionären werden alle aus diesem Ort stammenden anderen polnischen Soldaten genannt, die im Dienst ihrer Armeen gefallen oder an ihren Wunden gestorben sind.“<sup>100</sup>

Im Herbst 1915 erreichte die Ethnisierung ein neues Niveau. Lettische Freiwillige und polnische Legionäre wurden plötzlich zu wichtigeren Helden als die in anderen Einheiten kämpfenden Landsleute, wenn sie ausschließlich für Nikolaus II. oder Franz Joseph kämpften. Wenn man sie in den symbolischen Raum der nationalen Gemeinschaft einmeißelte, so konnte dies verschiedene Aspekte haben; eine Stigmatisierung der Nationalität war ebenso häufig wie die Sakralisierung ihrer aufopferungsvollsten Mitglieder.

Alle diese Maßnahmen bedeuteten für die im Krieg befindlichen Staaten sowohl innen- als auch außenpolitische Schäden. Was den Verrat anging, so schienen die Behörden an ethnische und soziale Vorbestimmung zu glauben. Ohne Rücksicht auf die Realität erwartete man den Verrat von konkreten Nationalitäten und gesellschaftlichen Gruppen, während andere von vornherein von derlei Verdacht ausgeschlossen wurden. Während ein strenges Vorgehen gegen Untertanen feindlicher Staaten auch in Großbritannien und Frankreich zur Regel wurde und Repressalien gegen Fremde zur Normalität des Krieges gehört, ist die Brutalität gegen eigene Untertanen nicht als Zeichen von Stärke, sondern von Schwäche zu werten. Eine tödliche Schwäche.<sup>101</sup>

---

<sup>100</sup> Ilustrowany Kuryer Codzienny vom 3. Oktober 1915.

<sup>101</sup> Weiterführende Literatur: Jenseits des Schützengrabens. Der Erste Weltkrieg im Osten: Erfahrung – Wahrnehmung – Kontext. Red. Bernhard Bachinger, Wolfram Dornik. Innsbruck 2013; Anton Holzer: Das Lächeln der Henker. Darmstadt 2008; Vejas Gabriel Liulevicius: Kriegsland im Osten. Eroberung, Kolonialisierung und Militärherrschaft im Ersten Weltkrieg. Übers. von Jürgen Bauer, Edith Norke, Fee Engemann. Hamburger Edition, 2002; Maureen Healy: Vienna and the Fall of the Habsburg Empire. Cambridge 2004; Christoph Mick: Kriegserfahrungen in einer multiethnischen Stadt: Lemberg 1914–1947. Wiesbaden 2010; Daniela Schanes: Serben im Ersten Weltkrieg. Feind- und Kriegsdarstellungen in österreichisch-ungarischen, deutschen und serbischen Selbstzeugnissen. Frankfurt/Main 2011; Frank M. Schuster: Zwischen allen Fronten. osteuropäische Juden während des Ersten Weltkriegs (1914–1919). Köln 2004; Die vergessene Front. Der Osten 1914/15. Ereignis, Wirkung, Nachwirkung. Hrsg. von Gerhard P. Groß. Paderborn 2006.



*Agnes Laba*

## **Die Rolle von Schulbüchern im deutsch-polnischen Grenzkonflikt 1918-1933**

*„Jahraus, jahrein wird aufnahmefähigen Kindergehirnen ein Lehrstoff eingetrommelt, den sie wahrscheinlich nie wieder vergessen werden und den auszuradieren nur wenige Gelegenheit und Kraft haben. In diesem Alter prägt sich Gesagtes rasch und kräftig ein; um wie viel mehr erst, wenn es durch die Autorität der Schule gestützt und entsprechend feierlich ex cathedra vorgetragen wird.“<sup>102</sup>*

Mit diesem Zitat hat Kurt Tucholsky unter einem seiner vielen Pseudonyme im Jahr 1928 in der Zeitschrift „Die Weltbühne“ nicht nur die Wirkung von Schulbüchern im Allgemeinen erkannt, sondern zugleich Schulbüchern der Weimarer Republik, allen voran denjenigen aus der Reihe Fischer-Geistbeck, einen außerordentlichen Grad an Aufhetzung zur „Revanche“ attestiert.<sup>103</sup> Revanche, damit war der Revisionismus gegenüber dem Versailler Vertrag gemeint, der nicht nur den Ersten Weltkrieg offiziell beendet, sondern von Deutschland als einem der Kriegsverlierer weitreichende Gebietsabtretungen an beinahe allen Grenzlinien gefordert hatte. Insbesondere im Osten sah sich der deutsche Staat mit weitreichenden Gebietsabtretungen konfrontiert, von denen ein Großteil an den wiederentstandenen polnischen Staat ging: Dies neue Polen erhielt den größten Teil Westpreußens, die Provinz Posen sowie Teile von Ostpreußen und Hinterpommern ohne Abstimmung, so dass Ostpreußen vom übrigen Reich durch eine polnische Landbrücke zur Ostsee, den sogenannten „Polnischen Korridor“, abgeschnitten wurde. Ebenfalls ohne Abstimmungen abgetreten wurden das Hultschiner Ländchen (Teile des Kreises Ratibor) an die Tschechoslowakei und das Memelland, das zunächst unter französische Verwaltung gestellt und am 16. Februar 1924 schließlich von Litauen annexiert wurde. Danzig mitsamt dem Umland erhielt den völkerrechtlichen Status einer „Freien Stadt“ unter dem Schutz des Völkerbundes. In Ost- und Westpreußen (Abstimmungsgebiet Marienwerder und Allenstein, Masuren und Teile des Ermlands) sowie in Oberschlesien wurden Volksabstimmungen dekretiert, die über die nationale Zugehörigkeit der Gebiete entscheiden sollten.

---

<sup>102</sup> Ignaz Wrobel [Kurt Tucholsky]: Verhetzte Kinder – ohnmächtige Republik. In: Die Weltbühne, Nr. 41, 9.10.1928, S. 553.

<sup>103</sup> Ebd.

Rasch entspann sich in Deutschland ein beinahe alle gesellschaftlichen und politischen Gruppierungen umfassender Revisionismus gegenüber den Territorialbestimmungen, vor allem gegenüber der neuen Staatsgrenze im Osten, der scheinbar nicht nur die Machtübergabe an die Nationalsozialisten in 1933, sondern offenbar auch – unter veränderten Vorzeichen – das Ende des Zweiten Weltkrieges überdauerte.

Polen, auf der anderen Seite, hatte in der Nachkriegszeit des Ersten Weltkrieges mit ganz anderen Herausforderungen zu kämpfen. Seit den drei Teilungen Polens durch Russland, Preußen und Österreich in den Jahren 1772, 1793 und 1795 war es als eigenständiges Staatsgebilde von der politischen Landkarte Europas verschwunden. Erst seit dem U.S.-amerikanischen Friedensprogramm, den berühmten „14 Punkten“ des U.S.-amerikanischen Präsidenten Woodrow Wilson, geriet ein unabhängiger polnischer Staat wieder in den Fokus des Interesses der Weltöffentlichkeit.<sup>104</sup> Die Gebietsforderungen für einen zukünftigen polnischen Staat, die die polnische Delegation in Versailles unter der Mitarbeit des Geographen Eugeniusz Romer vorgebracht hatte, umfassten auch Gebiete, die integrale Bestandteile des deutschen Staatsterritoriums von 1914 waren: Oberschlesien, Posen und Westpreußen samt Danzig sowie der südliche Teil von Ostpreußen (Masuren und das Ermland) und einige Teile Niederschlesiens und Pommerns.<sup>105</sup> Vor allem der von Woodrow Wilson geforderte sichere Zugang zum Meer für einen zu errichtenden polnischen Staat, der nicht anders zu erreichen war als durch eine deutsche Abtretung von Gebieten an Polen, stellte einen enormen territorialen Neuregelungsbedarf entlang der deutschen Ostgrenze für die Friedenskonferenz in Aussicht.

Als die Versailler Friedensordnung schließlich den deutschen Staat mit weitreichenden Gebietsabtretungen konfrontierte, von denen ein großer Teil dem neuen polnischen Staat zugesprochen worden war, entspann sich zwischen beiden Staaten ein territorialer Antagonismus, der während der gesamten Zwischenkriegszeit nicht überwunden werden konnte. In Deutschland sollte das in Versailles vermeintlich erfahrene „Unrecht“ nicht in Vergessenheit geraten, sondern der Konsens über die „Unrechtmäßigkeit“ der Friedensbedingungen – so der allgemeine Tenor in Öffentlichkeit und Politik – aufrechterhalten werden bis eine Revision in einer noch nicht näher definierten Zukunft erreicht werden konnte. Polen als der vermeintliche „Nutznießer“ der in Versailles erfahrenen „Ungerechtigkeit“ wurde dabei regelrecht zu einer Art

---

<sup>104</sup> Woodrow Wilson: The Programm of Peace. Address to Congress, January 8, 1918. In: War addresses of Woodrow Wilson. With an Introduction and Notes by Arthur Roy Leonard. Boston 1918, S. 92–101.

<sup>105</sup> Martin Broszat: Zweihundert Jahre deutsche Polenpolitik. Rev. und erw. Ausg., Frankfurt/M. 1972, S. 205.

Staatsfeind stilisiert, dessen vermeintlicher „Imperialismus“ beschworen wurde. In Polen wiederum beobachtete man den deutschen Revisionismus in Wissenschaft und Politik äußerst argwöhnisch. Gleichzeitig stand der neue polnische Staat vor der Herausforderung, eine Identifikation der neuen polnischen Staatsbürger mit dem neuen Staatsterritorium zu befördern; zu einer Staatlichkeit, die es über 100 Jahre nicht gegeben hatte.

Dieser territoriale deutsch-polnische Antagonismus soll im Fokus dieses Beitrags stehen. Wie die Forschung aufgezeigt hat, spielten Geographieschulbücher innerhalb des deutschen Revisionismus der Zwischenkriegszeit eine hervorgehobene Rolle. Das revisionistische Gedankengut hatte bis zur Mitte der 1920er Jahre Eingang in die Schulcurricula und somit auch in die Schulbücher gefunden. Gleichzeitig waren die Geographielehrer, so wie ihre Kollegen aus der Forschung auch, in besonderer Weise revisionistischem Gedankengut verhaftet.<sup>106</sup> Vor diesem Hintergrund stellt sich die Frage, welche Rolle Geographieschulbücher in dieser Hinsicht innerhalb des deutsch-polnischen Antagonismus nicht nur auf deutscher, sondern auch auf polnischer Seite gespielt haben? Wie wurde die deutsch-polnische Grenzthematik in Schulbüchern, insbesondere Geographieschulbüchern, kommuniziert, wie die jeweilige Ostgrenze Deutschlands und die neue Westgrenze Polens in Schulbüchern dargestellt? Und welche politischen Raumbilder wurden auf diese Weise entworfen, die die deutsch-polnischen Beziehungen bis weit über 1933 hinaus prägen sollten?

Nach einer allgemeinen Einführung zur gesellschaftlichen Rolle von (Geographie-)Schulbüchern beim Entwurf, der Verbreitung und der Etablierung von politischen Raumbildern und zur gesellschaftlichen Bedeutung von Geographie als Schulfach in der ersten Nachkriegszeit in Deutschland und Polen allgemein soll anhand von ausgewählten Beispielen aus polnischen und deutschen Geographieschulbüchern der Zwischenkriegszeit aufgezeigt werden, wie die deutsch-polnische Grenzthematik im Schulunterricht in Polen und Deutschland thematisiert worden ist.

### **Die gesellschaftliche Rolle von (Geographie-)Schulbüchern bei der Etablierung von politischen Raumbildern**

Seit der Etablierung des modernen Erziehungssystems in Form von Schulbildung sind Schulbücher die führenden Medien im Unterricht. Der Schulbuchforscher Gerd Stein unterscheidet dabei drei grundlegende Funktionen des

---

<sup>106</sup> Hans-Dietrich Schultz: Das Kartenbild als Waffe im Geographieunterricht der Zwischenkriegszeit. In: Kartographische Nachrichten. Fachzeitschrift für Geoinformation und Visualisierung 58 (2008), S. 19–27.

Schulbuches: das ist zum einen das Schulbuch als „Pädagogicum“, sprich als Leitmedium im Hinblick auf Unterricht und schulische Erziehung, als „Informatorium“, also eine Form der Wissensvermittlung und in seinem sozialen Funktionszusammenhang, also als „Politicum“.<sup>107</sup> In der letzteren Funktion können drei grundlegende Charakteristika von Schulbuchinhalten und Schulbuchwissen ausgemacht werden. Zum einen ist das der Charakter von Schulbüchern als „öffentliche[n] Bücher[n]“<sup>108</sup>, worunter Franz Pöggeler die Tatsache versteht, dass Schulbücher in den meisten Fällen in einer oder anderen Form staatlich zugelassen werden müssen, wie es auch in der Weimarer Republik und im Polen der Zwischenkriegszeit der Fall gewesen ist.<sup>109</sup> Mit der Zulassung von Schulbüchern übernimmt der Staat somit die Verantwortung für „den Geist und Inhalt dieser Bücher“, auch und vor allem den politischen.<sup>110</sup> Die weiteren Implikationen, die sich aus der Funktion von Schulbüchern als Politicum ableiten, sind ihre soziale Konstruiertheit und das hohe Maß an Selektion, das ihnen zugrunde liegt.<sup>111</sup> Wie neuere Untersuchungen zur Schulbuchforschung verdeutlicht haben, besitzen Schulbücher und Lehrpläne vor allem die Funktion, ein repräsentatives Wissen an die nachfolgenden Generationen zu vermitteln. Diese Logik des Generationendenkens verweist auf die normative und selektive Dimension von Schulbuchwissen, das nicht einen bloßen Abbildungscharakter einer Gesellschaft besitzt, sondern eine idealtypische Beschreibung soziopolitischer und kultureller Gegebenheiten darstellt, mit dem Zweck, nachfolgende Generationen in eine bestimmte soziale und kulturelle Ordnung zu integrieren.<sup>112</sup> Dabei entscheidet eine ganze Reihe von Akteuren darüber, welche Inhalte in Schulbücher Eingang finden, und somit welches Wissen als „lehr- und lernbar“<sup>113</sup> erachtet wird. Folglich sind die Inhalte, die in Schulbücher Eingang finden, das Ergebnis eines Selektionsprozesses, dem sowohl pädagogische als auch weitere Kriterien zugrunde liegen, die darüber entscheiden, welche Ereignisse, Themen und Inhalte als wichtig für die Weitergabe an zukünftige Generationen klassifiziert werden

---

<sup>107</sup> Gerd Stein: Das Schulbuch – Politicum/Informatorium/Paedagogicum. Oder: Von der Unzulänglichkeit eindimensionaler Schulbuchforschung. In: ders.: (Hrsg.): Schulbuchwissen. Politik und Pädagogik. Untersuchungen zu einer praxisbezogenen und theoriegeleiteten Schulbuchforschung. Kastellaun 1977, S. 231–241.

<sup>108</sup> Franz Pöggeler: Zur Verbindlichkeit von Schulbüchern. In: Eva Matthes, Carsten Heinze (Hrsg.): Das Schulbuch zwischen Lehrplan und Unterrichtspraxis. Bad Heilbrunn 2005, S. 21–33.

<sup>109</sup> Walter Müller: Schulbuchzulassung. Zur Geschichte und Problematik staatlicher Bevormundung von Unterricht und Erziehung. Kastellaun 1977, S. 172.

<sup>110</sup> Franz Pöggeler (Hrsg.): Politik im Schulbuch. Bonn 1985.

<sup>111</sup> Thomas Höhne: Schulbuchwissen. Umrisse einer Wissens- und Medientheorie des Schulbuches. Frankfurt/M. 2003, S. 18.

<sup>112</sup> Ebd.

<sup>113</sup> Ebd., S. 18.

und damit zur Kanonisierung von Wissen beitragen.<sup>114</sup> Vor allem im Falle der so genannten sinnstiftenden Schulfächer wie Geschichte, Politik, Sozialkunde oder Geographie erscheint es von Interesse, wie einzelne Themen, Fakten oder Ereignisse kontextualisiert und in Bezug auf einen größeren Zusammenhang (zum Beispiel im Hinblick auf eine Nationalgeschichte) hin zur Konstitution eines spezifischen Geschichts- und Gesellschaftsbildes beitragen.

Vor diesem Hintergrund spielen Schulbücher eine wesentliche Rolle bei dem Entwurf, der Etablierung und der Popularisierung von politischen Raumbildern; von Imaginationen des jeweiligen „Wir-Raumes“ (des eigenen „imagined territory“), aber auch der Selbstverortung im Raum, wozu nicht nur die Beschaffenheit des eigenen Wir-Raumes gezählt werden kann, sondern auch die imaginierten Beziehungen zu anderen Staaten; hier allen voran Staatsgrenzen als Berührungs punkte mit den direkten Nachbarn. Vor dem Hintergrund der staatlichen Obhut über Schulbüchern handelt es sich bei in Schulbüchern entworfenen politischen Raumbildern um Raumbilder, die auf staatlicher Ebene entworfen werden.

### **Mehr Geografie in die Schulen! – Die gesellschaftliche Aufwertung des Schulfaches Erdkunde nach dem Ersten Weltkrieg**

Der Weltkrieg und die darauffolgende Friedensordnung, die die politische Landkarte Europas nachhaltig verändern sollte, beförderten den Bedarf an geographischem Wissen – ein Phänomen, das nicht nur auf Deutschland und Polen beschränkt blieb, wie etwa das ungarische Beispiel zeigt, wo ein Geograph, Pal Teleki, sogar Ministerpräsident (1920–1921) wurde. Vor dem Hintergrund des Zerfalls der großen Imperien in Ostmitteleuropa, dem Entstehen zahlreicher neuer Staaten und den sich daraus ergebenden konkurrierenden Territorialansprüchen gewannen territoriale Fragestellungen nach 1918/19 an besonderer grenzübergreifender Aktualität. Die zum Teil äußerst gewaltvoll ausgetragenen Grenzkonflikte, die Suche nach Legitimierungsressourcen für Territorialansprüche und nicht zuletzt die Delegitimierungsversuche des Territorialsystems der Pariser Vorortverträge auf Seiten der Kriegsverlierer, beförderten ein allgemeines Interesse an territorialen Fragestellungen und damit auch an geographischer Forschung.

Die neue politische Landkarte Europas musste neu verhandelt und mit neuen Sinn- und Bedeutungsgehalten versehen werden. Geographische Expertise war plötzlich mehr denn je gefragt. In Deutschland wurden Geographen

---

<sup>114</sup> Carsten Heinze: Das Schulbuch zwischen Lehrplan und Unterrichtspraxis. Zur Einführung in den Themenband. In: Matthes, Eva/Heinze, Carsten (Hrsg.): Das Schulbuch zwischen Lehrplan und Unterrichtspraxis. Bad Heilbrunn 2005, S. 9–17.

wie Albrecht Penck und Karl Haushofer zu prominenten Figuren in der deutschen Öffentlichkeit, die auch außerhalb der abgeschlossenen Fachzirkel die öffentlichen Diskussionen um die Kriegsfolgen prägten. In Polen spielte eine ähnliche Rolle Eugeniusz Romer. Romer hatte 1916 in Wien einen „Statistischen Atlas von Polen“<sup>115</sup> herausgegeben, der als Grundlage für die Friedensverhandlungen in Versailles diente, insbesondere bei der Festsetzung der Westgrenze des polnischen Staates. In beiden Ländern wurden geographische Kenntnisse zu einem Bestandteil einer Art „staatsbürgerlicher Erziehung“ gerechnet, die in Form des schulischen Unterrichts den jungen Generationen zugutekommen sollte. In beiden Ländern waren führende Geographen wie Hermann Lautensach in Deutschland und der bereits erwähnte Eugeniusz Romer in Polen in die Produktion von Geographie-Schulbüchern involviert. Und in beiden Ländern ging diese Bedeutungszuweisung der Geographie als eine Art nationale Schlüsseldisziplin von den Geographen selbst aus, die dadurch versuchten, die soziale Stellung ihrer Fachdisziplin aufzuwerten, wobei in beiden Ländern diese Entwicklung von staatlicher Seite unterstützt und sogar gefördert wurde.

### **Die deutsch-polnische Grenzthematik in deutschen und polnischen Geographieschulbüchern der Zwischenkriegszeit – einige Beispiele<sup>116</sup>**

In Deutschland führten Geographen und Kartographen den für Deutschland fatalen territorialen Ausgang des Weltkrieges auf ein fehlendes geographisches Verständnis sowohl der internationalen als auch der deutschen politischen Eliten sowie der Gesellschaft insgesamt zurück – ein Manko, das durch eine verbesserte gesellschaftliche Ausbildung von Kindern und Jugendlichen wieder gut gemacht werden sollte, die – so die Argumentationslinien – die in Versailles erfahrene „Grenzungerechtigkeit“ nicht vergessen und somit den territorialen Status quo nicht als gegeben verinnerlichen sollten. Hier offen-

---

<sup>115</sup> Eugeniusz Romer: Geograficzno-statystyczny Atlas polski. Redagowany i opracowany przez Eugeniusza Romera. Warszawa [u.a.] 1916.

<sup>116</sup> Die wichtigsten Quellen für das Folgende sind: Aniela Chałubińska, Michał Janiszewski: Geografia Europy. Podręcznik do Nauki Geografii dla II Klasy Gimnazjalnej, Wydawnictwo Zakładu Narodowego im. Ossolińskich. Lwów 1934; Aniela Chałubińska, Michał Janiszewski: Geografia Polski. Podręcznik do Nauki Geografii dla I Klasy Gymnazjalnej, Wydawnictwo Zakładu Narodowego im. Ossolińskich. Lwów 1936; Michael Geistbeck, Alois Geistbeck: Geographie für höhere Lehranstalten. München, Berlin 1923; Alojzy Milata, Teofil Skrzypek: Geografia Polski w Formie Lekcji Metodycznych. Podręcznik do Użytu Nauczycieli Szkół Powszechnych. Cieszyn 1923; Eugeniusz Romer: Geograficzno-statystyczny Atlas polski. Redagowany i opracowany przez Eugeniusza Romera. Warszawa [u.a.] 1916; Eugeniusz Romer, Marja Polaczkówka: Pogadanki Krajoznawcze. Dla Użytku Szkół Powszechnych i I. Klasy Szkół Średnich. Wydanie Drugie. Książnica-Atlas. Lwów, Warszawa 1924.

barte sich also die zukunftsgerichtete Perspektive der deutschen Ostgrenzen-Diskurse, innerhalb der die Revision der Ostgrenze als ein irgendwann in der Zukunft zu erreichendes Ziel deklariert wurde, worin sich auch die zentrale Rolle von Schulbüchern im Allgemeinen und Geographie-Schulbüchern im Besonderen im deutschen Ostgrenzen-Diskurs offenbart.

„Heimatkunde“, insbesondere die Kunde über die abgetretenen Ostgebiete, wurde vor diesem Hintergrund nicht nur zu einem festen Bestandteil des Geographieunterrichts; sie avancierte zu einer regelrechten Strategie, die abgetretenen Gebiete als „rechtmäßig deutsch“ zu deklarieren und damit ihre Abtretung an den polnischen Staat zu delegitimieren. Gleichzeitig verfolgte diese Heimatkunde die Strategie, dass der rechtmäßige deutsche Charakter der abgetretenen Gebiete und damit die im Osten erfahrene „Grenz-Ungerechtigkeit“ nicht in Vergessenheit gerieten.

Auch in Polen wurde die Geographie des Heimatlandes, „Krajoznawstwo“ in Polnisch (Heimatkunde in Übersetzung) zu einem zentralen Bestandteil des Geographieunterrichts wie auf der ersten Seite des Schulbuches „Pogadanki Krajoznawcze. Dla Użytku Szkół Powszechnych i I. Klasy Szkół Średnich“, herausgegeben von Eugeniusz Romer und Marja Polaczkówka, im Jahr 1924 festgestellt wurde:

*Przez naukę geografii, poznawszy lepiej ziemię ojczystą, pokocha Polskę szczerzej i goręcej i stąd, gdy dorosnie, będzie dla Polski lepszym pracownikiem.*

*Durch die Lehre der Geographie, lernt man das Heimatland besser kennen, Polen breiter und inniger lieben, und wenn man erwachsen ist, wird man zu einem besseren Arbeiter für Polen.*<sup>117</sup>

Einige Seiten später wurde sogar erklärt, dass man nur im jungen Alter diese Fakten einfach und schnell lernen und verinnerlichen könne. Die Möglichkeit, diese Fakten über die polnische Heimat in der Schule lernen zu können, wurde in dieser Argumentation zu einer „staatsbürgerlichen Freiheit“ der wiedererungenen polnischen Unabhängigkeit. Das Wissen über Polen in dieser Hinsicht eine staatsbürgerliche Pflicht der jungen Generation. Als Erklärung wurde der Fakt hinzugezogen, dass die ältere Generation nicht in einem unabhängigen Staat aufgewachsen war und daher diese Freiheit nicht gehabt hätte:

---

<sup>117</sup> Eugeniusz Romer, Marja Polaczkówka: Pogadanki Krajoznawcze. Dla Użytku Szkół Powszechnych i I. Klasy Szkół Średnich. Wydanie Drugi. Książnica-Atlas. Lwów, Warszawa 1924, S. 1. Alle Übersetzungen aus dem Polnischen sind von mir selbst vorgenommen worden.

*Popatrz ilu ludzi w Polsce nie zna podziału naszego państwa! Nie dziw: wyrośli w niewoli, a w późnym wieku, mimo chęci, już się nauczyć nie mogli.*

*[Sieh' wie viele Menschen in Polen nicht über die Aufteilung unseres Landes Bescheid wissen! Sei nicht erstaunt: Sie wuchsen in Unfreiheit auf und in späterem Alter, obwohl sie wollten, konnten sie es nicht mehr lernen.]<sup>118</sup>*

Hierbei spielten imaginäre Reisen durch das Land, „Wędrówki po Polskich Ziemiach“, eine zentrale Rolle. Sie sollten den Schülern in dieser Hinsicht ein lebendiges Bild von den unterschiedlichen Regionen und ihren Eigenschaften geben. Vor allem die Regionen entlang der Westgrenze, die bis 1918/19 Bestandteil des deutschen Staatsterritoriums gewesen waren, wurden in dieser Hinsicht als historische polnische Landschaften deklariert, die von den Deutschen und ihrem andauernden „Drang nach Osten“ annexiert worden seien. Die Wiedererlangung dieser Gebiete im Kontext des Versailler Vertrages wurde in dieser Argumentation als gerechtfertigte Wiedergutmachung deklariert. Spuren des Deutschtums in diesen Gebieten, wie etwa die deutsche Sprache, die man dort hören konnte, wurden in dieser Argumentation als Spuren der Germanisierung der Gebiete („Germanizacja“ auf Polnisch) deklariert.

*Mowa, obyczia, kultura, budownictwo – to wszystko łączyło lud śląski z Polską, 600 lat historji oddzieliło go od Polski.*

*[Sprache, Tradition, Kultur, Architektur – das alles einte die schlesische Bevölkerung mit Polen, 600 Jahre Geschichte trennten sie von Polen.]<sup>119</sup>*

In beiden Ländern wurden die Kapitel über die „Heimatkunde/Krajoznawstwo“ von präzisen Beschreibungen der Grenzverläufe begleitet. Die Grenzkunde wurde ergänzt von einer Art Bestandsaufnahme der Qualität von Grenzlinien im Allgemeinen und der eigenen Staatsgrenzen im Speziellen, wobei wirtschaftliche und strategische Faktoren insbesondere analysiert wurden. Natürliche Grenzen wie Bergketten oder die Seeküste wurden dabei in beiden Ländern als gute Markierungen von Staatsgrenzen angegeben, wie das deutsche Beispiel der „Geographie für höhere Lehranstalten“ von Geistbeck

---

<sup>118</sup> Eugeniusz Romer, Marja Polaczkówka: Pogadanki Krajoznawcze. Dla Użytku Szkół Powszechnych i I. Klasy Szkół Średnich. Wydanie Drugi. Książnica-Atlas. Lwów, Warszawa 1924, S. 130.

<sup>119</sup> Aniela Chałubińska, Michał Janiszewski: Geografia Polski. Podręcznik do Nauki Geografii dla I Klasy Gimnazjalnej, Wydawnictwo Zakładu Narodowego im. Ossolińskich. Lwów 1936, S. 136.

zeigt: „Die besten natürlichen Grenzen, Gebirge und Meer, sind auch die besten politischen Grenzen.“<sup>120</sup>

In beiden Ländern führte dies zu einer Unterscheidung von guten und schlechten Grenzen, wobei argumentiert wurde, dass Staatsgrenzen, die mit natürlichen Grenzen zusammenfallen, aus strategischer Perspektive die besten Grenzen seien. In Polen wurde die nördliche Staatsgrenze, die mit der Ostsee, und die Südgrenze, die mit den Karpaten zusammenfiel, als strategisch günstige Staatsgrenze gehandelt.<sup>121</sup> Auf beiden Seiten galt interessanterweise die deutsch-polnische Grenze, also die Westgrenze Polens und die Ostgrenze Deutschlands, als „offen“, da hier keine natürlichen Grenzen vorhanden waren.

In Deutschland kann man in diesem Kontext das Argument finden, dass der Grenzverlauf der neuen Staatsgrenze im Osten durch ihre vielen Ausbuchtungen nicht nur deutlich länger geworden sei, nämlich von 5970 auf 6066 km, sondern darüber hinaus durch zahlreiche Ausbuchtungen schwer zu verteidigen wäre. Vor allem die Einbuchtungen in das deutsche Staatsterritorium wurden in dieser Hinsicht als „Vorwärtsbewegungen“ der beiden östlichen Nachbarn Tschechoslowakei und Polen beschrieben. Eine Vorwärtsbewegung in Richtung deutsches Staatsterritorium, die beide Staaten bereits durch die Gebietsarrondierungen im Kontext des Versailler Vertrages vollzogen hatten, und – so die Argumentation – die sie auch weiterhin anstrebten. Karten wie in dem Schulbuch von Fischer und Geistbeck „Kulturgeographie für höhere Lehranstalten“ – eines der besonders revisionistischen Geographieschulbücher – aus dem Jahr 1929 visualisierten durch die Abbildung von Pfeilen, die aus den Staatsterritorien Polens und der Tschechoslowakei in Richtung Deutschland wiesen, diese Vorwärtsbewegungen sehr lebhaft, während die Staatsterritorien Polens und der Tschechoslowakei schwarz ausgemalt waren und im Kontrast zu einem hellen Grau, das das deutsche Staatsterritorium kennzeichnete, bedrohlich und dominant wirkten. Die Tschechoslowakei und vor allem Polen wurden in dieser Argumentationslinie als Länder gezeichnet, die nach dem deutschen Staatsterritorium trachteten und demnach eine Gefahr für Deutschland darstellten. Begriffe wie „tschechoslowakischer Keil“ und „polnische Faust“ fassten diese Argumentationslinie in eingängige Phrasen zusammen, so dass sie zusammen mit den entsprechenden Karten schnell erfasst und bald schon auch ohne lange textliche Erklärungen in Begleittexten verstanden

---

<sup>120</sup> Michael Geistbeck, Alois Geistbeck: Geographie für höhere Lehranstalten. München, Berlin 1923, S. 13.

<sup>121</sup> Eugeniusz Romer, Marja Polaczkówka: Pogadanki Krajoznawcze. Dla Użytku Szkół Powszechnych i I. Klasy Szkół Średnich. Wydanie Drugi. Książnica-Atlas. Lwów, Warszawa 1924, S. 130.

werden konnten. Zur gleichen Zeit wurden den Schülern die Aufgaben gegeben, die Entfernungen zwischen Berlin und den östlichen Grenzen zu messen, wobei die Lektion, wie man Maßstäbe in Karten ausrechnete, der erste Schritt dieser Aufgaben war. Die Lösung dieser Aufgabe verdeutlichte die geringe Entfernung Berlins zur deutsch-polnischen Staatsgrenze. Die deutsche Hauptstadt wurde in dieser Argumentation regelrecht zu einer Art Grenzstadt erklärt, die von den östlichen Nachbarn regelrecht bedroht würde. So gaben Texte in den entsprechenden Schulbuchkapiteln wieder, in wie vielen Stunden Armeen von der Ostgrenze aus in Berlin sein könnten. Vor allem Polen, das Deutschland schwächen wolle, wurde in diesem Zusammenhang als bedrohlich beschrieben. Von Deutschland selbst wurde dabei das Bild eines sich in einer defensiven Position wiederfindenden Landes gezeichnet, eine Stilisierung, die dem deutschen Selbstbild als Opfer des Versailler Vertrags zuarbeitete. Hier wird sehr deutlich, dass die deutsch-polnische Nachbarschaft ausschließlich als strikt antagonistisch dargestellt wurde, wobei in einer Art Schwarz-Weiß-Malerei absolute Positionen entwickelt wurden, in denen Deutschland die Opfer- und Polen die Angreifer-Rolle zugewiesen wurde.

Auf polnischer Seite führte das Theorem der offenen Westgrenze durch das Fehlen natürlicher Grenzen in diesem Gebiet zu der Schlussfolgerung, dass diese deutsch-polnische Staatsgrenze eine künstliche Grenze sei:

*Granica państwa, która nie idzie wzdłuż brzegów morza, lub grzbietu gór, jest tylko sztuczną granicą polityczną.*

*[Eine Staatsgrenze, die nicht entlang von Seeküsten und Bergkämmen geht, ist lediglich eine künstliche politische Grenze.]<sup>122</sup>*

Diese Argumentation wurde weiterhin gestützt durch die Tatsache, dass man diese Grenze im Feld gar nicht sehen könne:

*Granicy tej ani tu ani dalej na południe wcale w terenie nie widać.*

*Jest to poprostu pas ziemi, o różnej szerokości, wzdłuż którego co kilkaset metrów widać z obu stron słupy graniczne i budki straży granicznej.*

*[Im Terrain kann man diese Grenze weder hier noch weiter im Süden sehen. Es ist lediglich ein Streifen Erde unterschiedlicher Breite;*

---

<sup>122</sup> Eugeniusz Romer, Marja Polaczkówka: Pogadanki Krajoznawcze. Dla Użytku Szkół Powszechnych i I. Klasy Szkół Średnich. Wydanie Drugie. Książnica-Atlas. Lwów, Warszawa 1924, S. 130.

*entlang man jede hundert Meter einen Grenzstein und einen Grenzposten sehen kann.* J<sup>123</sup>

Diese Distinktion zwischen „natürlichen“ Grenzen im Norden und Süden und „künstlichen“ Grenzen im Osten und Westen implizierte die Existenz von zwei in ihren Qualitäten unterschiedlichen polnischen Staatsgrenzen. Die letzteren waren, so die Argumentation, nicht nur der Ort, an dem Polen ganz besonders Acht geben müsse im Fall eines Angriffes. In einigen Schulbüchern wurde explizit auf Deutschland als das Land eingegangen, das nicht nur einen starken Nachbarn im Westen darstellte, der eine große Rolle in der polnischen Vergangenheit gespielt hatte als Polen von der politischen Landkarte Ende des 18. Jahrhunderts verschwunden war, sondern auch als ein Land, das nicht zu den Freunden Polens gezählt werden könne.<sup>124</sup> Der artifizielle Charakter der Ost- und Westgrenze Polens, implizierte weiterhin, dass der natürliche Wir-Raum der Polen, das rechtmäßige polnische imagined territory, sich hier weiter ausstreckte als die künstlichen Staatsgrenzen auf den ersten Blick anzeigen. Diese Schlussfolgerung wurde durch die Schulbuchkapitel ergänzt, die die Bevölkerungsverteilung der Polen über die Staatsgrenzen hinaus behandelten, „*Polacy poza Polską*“.<sup>125</sup> Hinsichtlich der in Deutschland lebenden Polen wurde dabei argumentiert, dass diese sich unfreiwillig im deutschen Staat wiedergefunden hätten, weil Polen hier nicht die Grenzen erhalten hatte, die es in Versailles eigentlich reklamiert hatte. Vor allem in Oberschlesien, dessen Teilung nicht den ursprünglichen polnischen Gebietsforderungen entsprochen hatte, wurde die polnische Minderheit als „leidend“ dargestellt, die ihre polnische Heimat vermisste und unter den deutschen Regulierungen leide.

## Ein Fazit

Zusammenfassend kann man sagen, dass der Erdkundeunterricht im Laufe des Ersten Weltkrieges und in der unmittelbaren Nachkriegszeit nicht nur zu mehr gesellschaftlichem Ansehen gelangte, sondern auch, dass geographisches Wissen genutzt wurde, um die neue politische Landkarte Europas mit Sinn- und Bedeutungsgehalten zu versehen. Die Kindergenerationen wurden

---

<sup>123</sup> Aniela Chałubińska, Michał Janiszewski: *Geografia Polski. Podręcznik do Nauki Geografii dla I Klasy Gimnazjalnej*, Wydawnictwo Zakładu Narodowego im. Ossolińskich. Lwów 1936, S. 15.

<sup>124</sup> Aniela Chałubińska, Michał Janiszewski: *Geografia Europy. Podręcznik do Nauki Geografii dla II Klasy Gimnazjalnej*, Wydawnictwo Zakładu Narodowego im. Ossolińskich. Lwów 1934, S. 42; Alojzy Milata, Teofil Skrzypek: *Geografia Polski w Formie Lekcyj Metodycznych. Podręcznik do Użytu Nauczycieli Szkół Powszechnych*. Cieszyn 1923, S. 182.

<sup>125</sup> Aniela Chałubińska, Michał Janiszewski: *Geografia Polski. Podręcznik do Nauki Geografii dla I Klasy Gimnazjalnej*, Wydawnictwo Zakładu Narodowego im. Ossolińskich. Lwów 1936, S. 93.

dabei sowohl in Deutschland als auch in Polen zu hervorgehobenen Zielgruppen der politischen Raumbilder, die in diesem Zusammenhang entworfen wurden.

Diesen politischen Raumbildern, die in deutschen und in polnischen (Geographie-)Schulbüchern entworfen wurden, war somit eine Art Zukunftsgerichtetheit implizit; ein versteckter subtler Verweis auf einen unbestimmten Moment in der Zukunft, in der der zu diesem Zeitpunkt bestehende Status quo geändert werden könnte oder sogar geändert werden müsse.

Entsprechend der deutsch-polnischen Grenzproblematik wird an den hier vorgestellten Beispielen deutlich, dass Strategien, die sich auf deutscher Seite finden lassen, und die dem deutschen Revisionismus der Zwischenkriegszeit zuzurechnen sind, sich auch auf polnischer Seite im Bezug auf die polnische Westgrenze finden lassen. Dies zeigt nicht nur, dass Geographieschulbücher der Zwischenkriegszeit – und hier wäre zu überlegen nicht nur inwiefern sie dies auch nach dem Zweiten Weltkrieg taten, sondern inwiefern sie das auch heute zum Teil noch tun – den nationalen Narrativen verhaftet blieben, die die deutsch-polnische Grenzthematik simplifizierten und eine differenzierte Betrachtung auf die Grenzproblematik und die Bevölkerungsverteilung in der ethnischen Gemengelage entlang der deutsch-polnischen Grenze nicht zuließ. Darüber hinaus verdeutlichen die hier vorgestellten Beispiele, dass die Schulbücher in beiden Ländern hinsichtlich der deutsch-polnischen Grenze die eigene Position und diejenige der Anderen verabsolutierten, wobei die eigene Position als die rechtmäßige und die des Gegners als die unrechtmäßige beschrieben wurde. Auf diese Weise wurde die deutsch-polnische Grenzthematik als eine Art ungelöster Konflikt dargestellt. Kinder in Deutschland und Polen wurden darüber unterrichtet, dass der jeweilige Nachbar im Osten beziehungsweise im Westen als Konkurrent um die territoriale Hegemonialität im deutsch-polnischen Grenzgebiet angesehen werden müsse. Diese Widerspiegelung der politischen Agenda der jeweiligen Staaten und vor allem ihre Institutionalisierung in Form von Schulausbildung führte implizit zu der Annahme, dass die deutsch-polnische Grenzthematik nicht nur die Qualität eines ungelösten Konfliktes hatte, sondern, dass dieser Konflikt in Zukunft gelöst werden müsse. Und das ist vor allem im deutschen Fall von herausragender Bedeutung, waren es doch die Schulkinder der 1920er Jahre, die am Vorabend des Zweiten Weltkrieges politische Entscheidungen fällten.<sup>126</sup>

---

<sup>126</sup> Weitere Literatur: Martin Broszat: Zweihundert Jahre deutsche Polenpolitik [rev. und erw. Ausg]. Frankfurt/M. 1972; Carsten Heinze: Das Schulbuch zwischen Lehrplan und Unterrichtspraxis. Zur Einführung in den Themenband. In: Eva Matthes, Carsten Heinze(Hrsg.): Das Schulbuch zwischen Lehrplan und Unterrichtspraxis. Bad Heilbrunn 2005, S. 9–17; Thomas Höhne: Schulbuchwissen. Umrisse einer Wissens- und Medientheorie des Schulbu-

ches. Frankfurt/M. 2003.; Walter Müller: Schulbuchzulassung. Zur Geschichte und Problematik staatlicher Bevormundung von Unterricht und Erziehung. Kastellaun 1977; Franz Pöggeler (Hrsg.): Politik im Schulbuch. Bonn 1985; Franz Pöggeler: Zur Verbindlichkeit von Schulbüchern. In: Eva Matthes, Carsten Heinze (Hrsg.): Das Schulbuch zwischen Lehrplan und Unterrichtspraxis. Bad Heilbrunn 2005, S. 21–33; Hans-Dietrich Schultz: Das Kartenbild als Waffe im Geographieunterricht der Zwischenkriegszeit. In: Kartographische Nachrichten. Fachzeitschrift für Geoinformation und Visualisierung, 58 (2008), S. 19–27; Gerd Stein: Das Schulbuch – Politicum/Informatorium/Paedagogicum. Oder: Von der Unzulänglichkeit eindimensionaler Schulbuchforschung. In: Ders.: (Hrsg.), Schulbuchwissen. Politik und Pädagogik. Untersuchungen zu einer praxisbezogenen und theoriegeleiteten Schulbuchforschung. Kastellaun 1977, S. 231–241.



*Rudolf Kučera*

## **Vom Heroismus zur Tragödie. Der Erste Weltkrieg im tschechischen Gedächtnis**

Das Thema der tschechischen Kriegserfahrung wurde für die Historiografie sowie für die öffentlichen Debatten attraktiv schon unmittelbar nach dem Kriegsende im Herbst 1918. Im tschechischen Fall war dabei die spezifische Situation der böhmischen Länder maßgeblich, die den Krieg als ein Bestandteil der Mittelmächte angefangen hatten, um aber am Ende an der Seite der siegreichen Entente als Kern eines neuen, als national betrachteten Staates zu stehen. Die 'positiven Erinnerungen' wurden daher eng mit dem Kampf um Unabhängigkeit verbunden, der aber nur einer eng definierten Minderheit reserviert wurde – nämlich den tschechoslowakischen Legionären. Der allgemeine Widerstand tschechischer Soldaten gegen die Habsburgermonarchie, manifestiert durch massive Dienstverweigerungen, Desertionen, und durch den Eintritt in die entstehenden ausländischen Legionen wurden somit schnell zu einem der wichtigsten Gründungsmythen des neuen tschechoslowakischen Staates.

Die Erinnerung der tschechoslowakischen Legionen, die aus den desertierten tschechischen Soldaten in Frankreich und Italien sowie in Russland formiert worden waren, wurde in der Öffentlichkeit sowie im wissenschaftlichen Diskurs der Tschechoslowakei in der Zwischenkriegszeit dominierend. Nach dem etablierten Narrativ erkannten die tschechischen Soldaten der k. u. k. Armee schnell das mit dem habsburgischen unvereinbare nationale Interesse und leisteten politischen Widerstand, indem sie den österreichischen Staat absichtlich zu beschädigen versuchten. Beispielhaft wurde dies an der Geschichte des 28. Regiments demonstriert, das im April 1915 an der karpathischen Front ohne Widerstand und sogar mit Trommeln und Musik auf die russische Seite übergehen sollte. Der Mythos über den „Übergang des 28. Regiments“ in die russische Gefangenschaft ist somit ein exzellentes Beispiel für die Art und Weise, mit der viele Kriegsveteranen in die offizielle Erinnerung flüchten konnten. Die Deutung der Kriegsgefangenschaft als einer absichtlichen Desertion war gerade in der Zwischenkriegszeit unter den Veteranen außerordentlich populär.

Zu den Schöpfern, Trägern und letzten Endes auch den Hütern der dominanten Version der jüngsten nationalen Vergangenheit wurden die ehemal-

ligen Mitglieder des ausländischen nationalen Widerstands und der tschechoslowakischen Legionen. Verkörpert vor allem in dem im Prager Rathaus 1922 errichteten Grab des Unbekannten Soldaten und im 1928 erbauten monumentalen Prager Denkmal des sogenannten „nationalen Widerstandes“ auf dem Vítkov Hügel, wurde die sogenannte „Auslandsaktion“ – also die politischen Aktionen Masaryks, Beneš und anderen Exilpolitiker sowie die militärischen Operationen der Legionen – zum bei Weitem dominierenden Bestandteil der offiziellen Erinnerung an den Krieg. Der tschechoslowakische unbekannte Soldat war einer der Legionäre, die in der Schlacht beim ukrainischen Zborow im Juni 1917 gefallen waren. Dort hatte man zum ersten Mal die Legionseinheiten gegen die Mittelmächte eingesetzt und der Tag dieser Schlacht – der 2. Juni – wurde zu einem der wichtigsten nationalen Feiertage der tschechoslowakischen Republik. Hier scheint sich die allgemeine These von George Mosse zu bewahrheiten, nach der allein die Erinnerungen derjenigen Veteranen, die sich an den Krieg positiv erinnerten, von den jeweiligen Nationen als wahr und legitim anerkannt wurden.

In der ersten Hälfte der 1940er Jahre wurden diese Wege der Erinnerung von dem Mobilisierungsdiskurs des Dritten Reiches überlagert, das das „Protektorat Böhmen und Mähren“ in eine seiner wichtigsten Rüstungskammern verwandelte. Der offizielle Erinnerungsdiskurs, den das Dritte Reich über den Ersten Weltkrieg zu konstruieren versuchte, konzentrierte sich nicht auf die Kampferfahrung, sondern auf die Betonung der Rolle, die die böhmischen Länder als Hinterland und „Heimatfront“ gespielt hatten. Die deutschen Okkupationsbehörden befassten sich ganz ausführlich mit der entbehrungsreichen materiellen Lage der böhmischen Bevölkerung am Ende des Ersten Weltkrieges und bauten sowohl die politische Praxis als auch die damit einhergehenden Narrative gerade um den Gegensatz zwischen der materiellen Not des Ersten Weltkriegs und der gegenwärtigen Sorge um den materiellen Lebensstandard der Bevölkerung auf. Zum zentralen Motiv der Erinnerung wurde somit der kontrastive Vergleich zwischen der Inkompetenz der österreichisch-ungarischen Behörden und der organisierten Versorgungswirtschaft des Protektorats.

Für das offizielle kommunistische Narrativ der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts stellte der Erste Weltkrieg einerseits die Erfüllung der nationalen Kämpfe des 19. Jahrhunderts dar, auf der anderen Seite aber galt er als Meilenstein auf dem Weg zur marxistischen Utopie. Die Gründung der Tschechoslowakischen Republik im Oktober 1918 wurde als ein Sieg des nationalen Bürgertums gesehen, dem – entsprechend der Marxistischen Dialektik – ein unausweichlicher Sieg der Arbeiterklasse nach dem Zweiten Weltkrieg folgen

musste. Symbolisch wurde diese Interpretationslinie auch durch das Hauptdenkmal des Ersten Weltkrieges auf dem Vítkov-Hügel gestützt, wo ab 1948 die offizielle Begräbnisstätte der führenden Repräsentanten der tschechoslowakischen kommunistischen Bewegung errichtet wurde. Im Jahre 1953 wurde diese Begräbnisstätte um das Mausoleum des verstorbenen ersten kommunistischen Präsidenten Klement Gottwald ergänzt, was die allmähliche Verschiebung der Erinnerung an den Ersten Weltkrieg an den Rand der alltäglichen Agenda illustrierte. Die konstitutive Rolle für den Erinnerungsdiskurs der kommunistischen Tschechoslowakei wurde nun dem sogenannten „zweiten“, diesmal kommunistischen Widerstand während des Zweiten Weltkrieges zugesprochen.

Die geringere Aufmerksamkeit, die dem Ersten Weltkrieg in der kommunistischen Erinnerungskultur zukam, bedeutet jedoch nicht, dass diese Erinnerung stabil und unverändert geblieben wäre. Die Geschichtsschreibung sowie die wenigen öffentlichen Veranstaltungen in den 1960er Jahren betonten auf der eine Seite neuerlich die materielle Not und die Klassengegensätze in der altösterreichischen Gesellschaft, auf der anderen Seite widmeten sie sich wiederholt der tschechischen Teilnahme am russischen Bürgerkrieg, diesmal jedoch aus einem ganz anderen Blickwinkel als während der Zwischenkriegszeit. Vor allem im Jahr 1967 wurde, anlässlich des 50-jährigen Jubiläums der Oktoberrevolution, der öffentliche Raum mit zahlreichen Publikationen und Veranstaltungen gefüllt, die sich den tschechischen oder slowakischen Rotarmisten widmeten. Die ungefähr 20.000 Männer, die während der Jahre 1917 und 1918 in die Rote Armee eingetreten waren und unter anderem auch an den schweren Kämpfen mit den Tschechoslowakischen Legionen teilgenommen hatten, wurden somit ins Zentrum der Kriegserinnerung gerückt.

Um diese Soldaten der Roten Armee wurde ein neues Narrativ konstruiert, das die treue und traditionelle Hingabe der kämpfenden Tschechen für die internationale Revolution betonte – und damit stellte man die sozialistische Tschechoslowakei ins Zentrum der historischen Meistererzählung im kommunistischen Lager. Dieses Narrativ war dabei gerade im tschechoslowakischen Fall sehr wichtig, denn die frühere Betonung der Legionen, die sich aktiv im Kampf gegen die Rote Armee engagiert hatten, ließ in dem herrschenden sowjetischen Narrativ über den Bürgerkrieg gerade die Tschechoslowakei als einen der größten antibolschewistischen Aggressoren erscheinen. Nicht ganz uninteressant mag hier auch die Rolle erscheinen, die dieses sowjetische Narrativ am Vorabend des bekannten Katyn-Massakers am polnischen Offizierskorps im Jahr 1940 spielte. Als sich unter den sowjetischen Spitzen nämlich die Diskussion entfaltete, ob die gefangengenommenen polni-

schen Offiziere eventuell nicht nur interniert werden sollten und somit als Faustpfand in weiteren politischen Verhandlungen mit der polnischen Exilregierung dienen konnten, war gerade die Erinnerung an die tschechoslowakischen Legionen des Ersten Weltkrieges eines der entscheidenden Argumente für die endgültige Liquidierung der polnischen Offiziere. Eine fremde, national kohärente Kampfeinheit auf dem eigenen Boden zu haben, wollte man um jeden Preis vermeiden.

Wenn wir nun aber zurück zu den tschechischen Narrativen über den Ersten Weltkrieg kommen, können wir die Rolle des Sturzes der kommunistischen Diktatur 1989 kaum überschätzen. Es ist sehr schwer aus heutiger Perspektive den immer noch laufenden Wandel im Feld der offiziellen Geschichtspolitik wie im historischen Verständnis der Öffentlichkeit zu erfassen. Beim näheren Blick erscheinen aber doch einige der wichtigsten Änderungen: Erstens handelt es sich zweifellos um eine weitreichende Dezentralisierung der Erinnerung. Wenn es auch vor der Wende Gegenströme gegen die offiziellen Positionen der staatlich legitimierten und propagierten Erinnerung gab, so wurden diese dennoch nie zum festen Bestandteil des öffentlichen Diskurses. Nach der Wende entkam aber die Erinnerung an den Ersten Weltkrieg den offiziellen staatlichen Stellen. Verlage wurden privatisiert oder es entstanden ganz neue; staatliche Museen wurden an die Gemeinden überführt – und auch die entstehende Zivilgesellschaft schlug ihre eigenen Wege der Kriegserinnerung ein. Während also unmittelbar nach der Wende die offizielle staatliche Erinnerung, wie in vielen anderen Bereichen des politischen und gesellschaftlichen Lebens Tschechiens der 1990er Jahre, direkt und explizit an die Zwischenkriegszeit anzuknüpfen versuchte, entwickelte sich parallel dazu eine ganze Reihe von alternativen Erinnerungsdiskursen. Es entstanden zahlreiche Initiativen, die sich zum Ziel setzten, die Erinnerungen der noch lebenden Legionäre zu erfassen und ihre Tagebücher und Memoiren zu publizieren. Sie wurden jedoch bald von Initiativen gefolgt, die wahrscheinlich zum ersten Mal im vergleichbaren Umfang das gleiche für die k. u. k. treuen Kriegsveteranen machten. Aufgrund dieser Quelleneditionen entstanden dann mehr oder weniger wissenschaftlich bearbeitete Bücher, die sich gerade der Erfahrung dieser Soldaten widmeten und das Legionärsnarrativ als nur eines von mehreren, an den Krieg angebundenen Narrativen erscheinen ließen.

Auch wenn die Erinnerung an den Krieg auch nach der Wende 1989/90 zum Teil national kodiert blieb, entstanden in den letzten zwanzig Jahren grundlegende Arbeiten unbestreitbarer wissenschaftlicher Relevanz, die als Ausgangspunkt für die massiven Kommemorationen im Jahr 2014 dienten. Die Synthese von Ivan Šedivý mit dem Titel „Tschechen, Böhmisches Land und

der Große Krieg“ und die Monografie Richard Leins „Pflichterfüllung oder Hochverrat?“ seien hier ausdrücklich erwähnt. Šedivý legte ein kompaktes sozialgeschichtliches Narrativ der tschechisch sprechenden Gesellschaft im Krieg vor und zeigte, dass die Entfremdung tschechischer Bevölkerung von der Monarchie trotz der ungünstigen politischen und Frontentwicklung erst in den letzten ungefähr 18 Monaten des Krieges zu spüren war, wobei die Hauptmotivation der wachsenden tschechischen Abneigung gegen Österreich-Ungarn sehr oft nicht ein bewusster politischer Widerstand, sondern die immer schlimmer werdende Versorgungslage des Hinterlandes war. Richard Lein rekonstruierte wiederum sehr nah an den Quellen die Kriegsgeschichte des berühmten 28. Regiments und einiger anderen Truppenteile, in denen die Tschechen zahlenmäßig dominierten, und ließ den Mythos der ungehorsamen und verratenden tschechischen Soldaten auf überzeugende Weise und mit einleuchtender Begründung fallen. Vor allem die Synthese von Ivan Šedivý setzte mit ihrer großzügigen Neuauflage im Januar 2014 den Rahmen vieler öffentlichen Veranstaltungen des heurigen Gedenkjahres.

Wenn wir diese Veranstaltungen zu überblicken versuchen, entsteht ein sehr buntes Bild der heutigen tschechischen Erinnerung an den Großen Krieg. Während die offiziellen staatlichen Stellen, vor allem die Armee, immer noch auf dem Legionärsnarrativ aufbauen und somit eher in der Tradition der 1990er Jahre bleiben, zeigen viele Ausstellungen und Veranstaltungen, die außerhalb der offiziellen Staatstrukturen entstanden, auf eine sich schon ab den 1990er Jahren entfaltende Pluralisierung der Erinnerung. Viele regionale Museen sowie zivilgesellschaftliche Initiativen organisierten Sammlungen und Ausstellungen von Privatkorrespondenz der tschechisch sprechenden k. u. k. Frontsoldaten. Zahlreiche Veranstaltungen widmeten sich absichtlich gar nicht den Kampfereignissen und Erlebnissen von Soldaten, sondern der alltäglichen Entbehrung im Hinterland. Direkt am 28. Juli 2014, also am 100. Jahrestag des offiziellen Kriegsausbruchs, lief im Tschechischen öffentlichen Fernsehen ein spezielles, halbtägliches, dem Krieg gewidmetes Programm, in dem den Frontereignissen nur ein kleines Teil gewidmet wurde. Hauptachse dieser Sendung bildeten Themen wie Kriegsversorgung und Hunger, das Leben der Kriegsflüchtlinge und Kriegsgefangenen, die Rolle der Frauen im Hinterland oder das Theater und die Kunst im Krieg.

Es lässt sich also schließen, dass – und das ist natürlich nicht überraschend und banal – der Erste Weltkrieg in der tschechischen Erinnerungskultur in den letzten 100 Jahren viele Formen angenommen hat. Auf die zwischenkriegszeitliche Tschechoslowakei lässt sich die allgemeine These beziehen, die nicht zuletzt auch in der neuesten Synthese der Kriegsgeschichte von

Jörn Leonhard betont wird, nach der die Erinnerung deutlich demokratisiert wurde. Zugleich wurde sie aber im tschechoslowakischen Fall zentral für den Staatsausbau und als solche unterlag sie einer relativ starken staatlichen Kontrolle. Das Prager Grab des Unbekannten Soldaten war zwar kein Grab eines Generals, es war aber auch kein Grab eines der ungefähr 900.000 tschechisch sprechenden Soldaten der k. u k. Armee und natürlich auch kein Grab eines von circa 20.000 tschechischen Rotarmisten. Diese gelangen erst nach dem Zweiten Weltkrieg in den Mittelpunkt des erinnerungskulturellen Interesses, als sie zur Integration der tschechoslowakischen Erinnerung in das allgemeine und offiziell sanktionierte Narrativ des internationalen Kampfes für den Sieg des Kommunismus dienten.

Erst spät wurde die Aufmerksamkeit der zahlenmäßig eigentlich größten Gruppe der vom Krieg betroffenen Menschen gewidmet. Die circa 900.000 tschechisch sprechenden kaiserlichen Soldaten, sowie die Millionen, die den totalen Krieg im Hinterland erlebten, und in vielen Fällen nicht überlebten, werden als integraler Bestandteil in die tschechische Erinnerung erst seit den letzten Jahren eingebaut. Es entsteht somit ein Bild, das den Krieg erstens als ein eigenständiges Ereignis begreift und nicht als Vorspiel für die Entstehung eines unabhängigen Nationalstaates, die Oktoberrevolution oder den Triumph der kommunistischen Utopie. Zweitens wird der auf diese Weise von anderen Schlüsselereignissen des 20. Jahrhunderts getrennte Erste Weltkrieg nicht heroisch, sondern tragisch gedeutet. Er gilt nun nicht mehr als Vorspiel für die nationale Selbstbestimmung der Tschechen oder für die Utopie der klassenlosen Gesellschaft, sondern als Apokalypse, die jeden Menschen tragisch betroffen hat. In Bezug auf die heutige tschechische Erinnerung an den Ersten Weltkrieg lässt sich also schließen, dass das Motiv des Leidens das des Heldentums überschattet.<sup>127</sup>

---

<sup>127</sup> Weiterführende Literaturtipps: Jan Galandauer: *Chrám bez boha nad Prahou. Památník na Vítkově*. Praha 2014; Richard Lein: Pflichterfüllung oder Hochverrat? Die tschechischen Soldaten Österreich-Ungarns im Ersten Weltkrieg. Wien 2011; Jörn Leonhard: *Die Büchse der Pandora. Geschichte des Ersten Weltkrieges*. München 2014; George L. Mosse: *Fallen Soldiers: Reshaping the Memory of the World Wars*. Oxford 1990; Manfred Rauchensteiner: *Der Erste Weltkrieg und das Ende der Habsburgermonarchie*. Wien 2013; Natali Stegmann: *Kriegsdeutungen – Staatsgründungen – Sozialpolitik: Der Helden- und Opferdiskurs in der Tschechoslowakei 1918-1948*; München 2010; Ivan Šedivý: *Češi, české země a velká válka 1914-1918*. Praha 2014; Gerburg Thunig-Nittner: *Die tschechoslowakische Legion in Russland: Ihre Geschichte und ihre Bedeutung bei der Entstehung der 1. Tschechoslowakischen Republik*. Wiesbaden 1970.

*Mykola Kuschnir*

## **Die Ukrainische Volksrepublik zwischen Ost und West. Vom Glückskind des Ersten Weltkriegs zum Erzfeind der Nachbarn**

*„Jenes Volk ist glücklich, dessen Geschichte langweilig ist“*

Unbekannter Autor

Wie andere europäische Nationen erinnerten sich auch die Ukrainer im Jahre 2014 an den Ersten Weltkrieg. An einen Krieg, der tiefe und bis heute nicht vollkommen geheilte Wunden am Körper Europas hinterlassen hat. Leider ist dieses Gedenken von einem neuen militärischen Konflikt in der Ostukraine überschattet. Zum zweiten Mal innerhalb von hundert Jahren wurde der ukrainische Staat, dessen unabhängige Geschichte insgesamt nur 26 Jahre zählt, zum Angriffsobjekt seitens eines großen Nachbarn. Allerdings handelt es sich bei dem jüngsten Konflikt in der Tat nicht primär um die Ukraine, auch nicht um banale territoriale Gewinne. Es handelt sich – wie es der russische Experte Stanislaw Belkowski<sup>128</sup> betont – um die Herausforderung der bestehenden internationalen Rechtsordnung sowie des, ohnedies seitens Putins Russland bereits mehrfach in Frage gestellten, Wertesystems des Westens. Die sich nach Euromajdan im grundsätzlichen gesellschaftlichen Wandel befindende Ukraine ist für Moskau das Ziel, aber noch mehr ein Mittel, um den Westen unter Druck zu setzen.

Und zu der Zeit, in der ukrainische Soldaten unter dem permanenten Beschuss der russischen Mehrfach-Raketenwerfer ihr Land aber auch das ganze Europa zugleich vor dem aggressiven „Russkij Mir“ (russische Welt) in Schutz zu nehmen versuchen, werden die Europäer sich der wachsenden Gefahr nur langsam bewusst. Leider gibt es in der EU viele, die die Schuld am Konflikt auf die Ukraine selbst zurückziehen. „Kiew hätte den russischen Bären nicht ärgern sollen“ sagen sie, ohne dabei die Frage zu beantworten, wer denn das russische Bärchen nach 1991 großgefüttert hat. Für solche Europäer wie auch für die ukrainischen Bürger, die Täter und Opfer immer noch miteinander verwechseln und zwischen Freund und Feind nicht unterscheiden,

---

<sup>128</sup> Siehe: [http://ipress.ua/ru/mainmedia/ukrayna\\_dlya\\_putyna\\_lysh\\_predmet\\_dlya\\_torga\\_s\\_sapadom\\_stanyслав\\_belkovskyy\\_58787.html](http://ipress.ua/ru/mainmedia/ukrayna_dlya_putyna_lysh_predmet_dlya_torga_s_sapadom_stanyслав_belkovskyy_58787.html).

den können, wäre es empfehlenswert, die Geschichte der kurzlebigen ukrainischen Staatlichkeit zwischen 1917 und 1921 zu studieren.

Die Gründung eines ukrainischen unabhängigen Staates in der Abschlussphase des Ersten Weltkriegs mit dem Namen „Volksrepublik Ukraine“ wie auch deren schnelles Scheitern waren eine direkte Folge dieses militärischen Konflikts. Die Voraussetzungen und Ursachen davon sind aber von viel komplizierterer Natur und haben ihre Wurzeln im Spannungsfeld zwischen der Außen- und Innenpolitik zweier Imperien, der Habsburger Monarchie und des Russischen Zarenreiches. Denn eben in diesen beiden multinationalen Großmächten Europas lebte damals die absolute Mehrheit der ethnischen Ukrainer. Die rechtliche Lage sowie die nationalpolitische und kulturelle Situation, in welcher sie sich befanden, war aber in beiden Staaten unterschiedlich.

In der Donaumonarchie lebten im Jahre 1910 etwa vier Millionen Ukrainer. Zahlenmäßig bildeten sie die Mehrheit in Galizien bzw. Ostgalizien, in der Bukowina und in der zum ungarischen Teil gehörenden Region Transkarpatien. Die „Ruthenen“ – so hießen sie amtlich – hatten ab Mitte des 19. Jahrhunderts ihre Vertreter in den Landtagen und im Reichsrat und konnten nach 1867 als gleichberechtigte Nation ihre Sprache, nationale Kultur sowie das Schul- und Vereinswesen frei entwickeln. Doch im Allgemeinen stand ihr nationalpolitischer Status in den genannten Provinzen weit hinter dem von Polen, Rumänen und Ungarn, und ihr Einfluss im Vielvölkerstaat Habsburgs war viel geringer als der der erwähnten Volksgruppen. Zurückzuführen war das nicht nur auf die Besonderheiten der Nationalitätenpolitik Österreich-Ungarns, sondern auch auf das spätere nationale „Erwachen“ der Ukrainer sowie auch auf die ideologische, parteipolitische und sogar geopolitische Heterogenität der nationalen ukrainischen Führungsschicht.

„Unter den österreichischen Ukrainern – so der ukrainische Historiker Serhij Popyk – gab es drei politisch-ideologische Gruppierungen zu unterscheiden: „Russophile“, „Austrophile“ und „Ukrainophile“. <sup>129</sup> Die stärkste Gruppe bildeten die „Austrophilen“. Da ihre nationalen Forderungen den Staatsinteressen der Monarchie nicht zuwiderliefen, konnten sie mit der Unterstützung der Regierung stets rechnen. Im Gegensatz dazu plädierten „Russophile“, deren politisches Gewicht unter der ukrainischen Bevölkerung Österreichs vor dem Ausbruch des Weltkriegs deutlich zunahm, für die Vereinigung aller Ukrainer im Rahmen des russischen Reiches bzw. für das Aufgehen

---

<sup>129</sup> Serhij Popyk: Українці в Австро-Угорщині 1914-1918. Австро-Угорська політика в українському питанні періоду Великої війни [Die Ukrainer in Österreich 1914-1918. Österreichische Politik in der ukrainischen Frage während des Großen Kriegs]. Kiew, Czernowitz 1999, S.35.

derselben in der großrussischen Nation. Wien beobachtete die Tätigkeit dieser Gruppe und insbesondere ihre Kontakte mit russischen politischen Kreisen mit Besorgnis und war bemüht, sie zu neutralisieren. Die zahlenmäßig kleinsten Gruppe stellten die sogenannten „Jung-Ruthenen“ dar. Diese behaupteten, dass die Ukrainer eine eigenständige Nationalität mit eigenständiger Literatursprache wären, und schwärmt von einer unabhängigen „Großen Ukraine“. Offiziell beschränkte sich jedoch Ihre nationale Radikalität auf das Verlangen eines autonomen ukrainischen Gebiets mit ukrainischer Administration, zusammengesetzt aus den von den Ukrainern mehrheitlich bewohnten Teilen Galiziens und der Bukowina.

Die Regierung in Wien war sich des „ukrainischen Problems“ bewusst und suchte es mittels kleiner Konzessionen vor allem vor dem Hintergrund eines eventuellen Kriegs mit Russland im Griff zu haben. So kam es schließlich im Jahre 1914 auf Drängen aus Wien zu einem von den Ukrainern längst angestrebten polnisch-ukrainischen Ausgleich in Galizien, der jedoch wegen des Kriegsausbruches nie umgesetzt wurde. Der tiefe polnisch-ukrainische Antagonismus in Galizien, der die Nationalitätenpolitik der Donaumonarchie schwer belastete, blieb weiterhin vorhanden. Doch im Allgemeinen lässt sich die Lage der Ukrainer und der Stand der ukrainischen Nationalbewegung unter den Habsburgern mit folgendem Zitat von Wolfdieter Bihl, einem modernen österreichischen Historiker, zusammengefasst darstellen:

*Trotz allen Mängeln und Schwächen profitierten die Ruthenen in Österreich-Ungarn [...] von der Teilhabe am politischen, sozioökonomischen und kulturellen Leben so, dass Galizien / Bukowina als „Piemont“ des Ukrainertums angesehen wurde.<sup>130</sup>*

Der Hauptteil der ukrainischen ethnischen Territorien gehörte seit den Teilungen Polens und der Zerstörung der Kosaken-Republik „Sitsch“ genannt, am Unterlauf des Flusses Dnipro (Dnjep) im Jahre 1775 durch die Zarin Katharina II. zum russischen Zarenreich. In Russland lebten 80 % (etwa 20 Millionen) aller ethnischen Ukrainer, die im russischen Sprachgebrauch ausschließlich als „Malorosy“ (Kleinrussen) bezeichnet wurden. Ihre Lage unterschied sich grundsätzlich von der der Ruthenen in der Doppelmonarchie. Die ukrainische Bevölkerung Russlands und ihre nationale Kultur waren einem starken Russifizierungsdruck ausgesetzt. Die ukrainische Führungsschicht, welche hauptsächlich aus Vertretern der alten Kosaken-Familien bestand, war längst weit-

---

<sup>130</sup> Wolfdieter Bihl: Die Ukraine-Politik Österreich-Ungarns im Ersten Weltkrieg. In: Wolfram Dornik, Stefan Karner (Hrsg.): Die Besatzung der Ukraine 1918. Historischer Kontext – Forschungsstand – Wirtschaftliche und soziale Folgen. Graz, Wien, Klagenfurt 2008, S. 54.

gehend assimiliert und durch verschiedene Privilegien und russische Adelstitel vom autokratisch regierenden Zaren abhängig. Die ukrainische Sprache, das Pressewesen und das Theater unterlagen bis zum Jahr 1906 einem strengen Verbot. Von der Möglichkeit, eigene Vertreter ins Parlament zu wählen, konnten die Ukrainer in Russland lange nur träumen, zumal ein gewähltes Parlament gar nicht existierte. Erst nach der Einführung des Parlamentarismus infolge der Revolution von 1905, gelangten die Ukrainer in die Volksversammlung Russlands, die Duma. Dabei galten sie nicht als ukrainische nationale Repräsentanten, sondern ausschließlich als Mitglieder der gesamt russischen Parteien. Um ukrainischen Interessen mehr Geltung geben zu können, vereinigten sie sich jedoch zu einem überparteilichen Parlamentsklub, der „Ukrajinska parlamentska Hromada“ (Ukrainische parlamentarische Gemeinde).

Obwohl die ukrainische Nationalfrage von nun an offen auf der politischen Tagesordnung Russlands stand, diskutierte man sie nur im Rahmen der Suche nach einem „Modus Operandi“ für die Lösung der sich immer mehr verschärfenden Nationalitätenprobleme im Zarenreich. Von großer Bedeutung war auch die Tatsache, dass die Verfechter ukrainischer Interessen in der Duma demokratische, überwiegend linksorientierte Politiker waren, denen eine mächtige Fraktion von Vertretern der konservativen rechten bis rechtsextremen Parteien sowie russische Nationalisten, die die großrussische Idee und das Recht des Zaren, autokratisch zu herrschen, heftig verteidigten, gegenüberstanden.

Doch auch inhaltlich war die ukrainische Nationalfrage nicht eindeutig formuliert. So sahen die meisten Abgeordneten aus den ukrainischen Gebieten Russlands, die vorwiegend die Intelligenz und die Intellektuellenkreise, aber kaum breite Bevölkerungsschichten repräsentierten, eine national-territoriale Autonomie der Ukraine im russischen Staat als Endziel des nationalen Programms. Selbst Mychajlo Hruschewskyj, die prominenteste Figur der ukrainischen Nationalbewegung jener Zeit, der Autor von deren Programm – und später bedeutendster Staatsmann der Ukrainischen Volksrepublik – beschränkte sich auf das Verlangen eines konföderativen Umbaus Russlands. Noch schlimmer stand es um die nationale Frage bei der einfachen Volksmasse: Millionen ukrainischer Bauern und Arbeiter beschäftigten viel mehr die konkreten sozialen und wirtschaftlichen Probleme, darunter die besonders aktuelle Bodenfrage, als abstrakte nationale Werte. Zusammenfassend kann man Folgendes sagen: Zwar hat das nationale Engagement der Ukrainer beider Imperien in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg nennenswerte organisato-

rische und inhaltliche Fortschritte gemacht, doch konnte von einem einheitlichen Nationalprojekt noch keine Rede sein.

Der Ausbruch des Krieges maß dem ukrainischen Problem plötzlich eine neue und bis dato nie dagewesene Aktualität zu. Sowohl die Mittelmächte als auch Russland sahen in ihm ein wichtiges Mittel für die Umsetzung ihrer außenpolitischen Pläne und militärstrategischen Ziele. Diese waren expansionistischer Natur und richteten sich von Anfang an darauf, den jeweiligen Gegner zu schwächen. Russland setzte auf die „Russophilen“ in Galizien und in der Bukowina und hoffte, mittels der Annexion der östlichen Provinzen der Donaumonarchie auch den für das Zarenreich so gefährlichen „ukrainischen Separatismus“ ausrotten zu können. Die Mittelmächte entwickelten im Gegensatz dazu die Idee, die russischen Ukrainer durch die Unterstützung von deren autonomistischen bzw. Unabhängigkeitsbestrebungen zum Aufstand gegen die Zentralregierung in St. Petersburg zu bewegen und auf diese Weise die Abspaltung eines großen und wirtschaftlich lebenswichtigen Territoriums von Russland zu erreichen. Im Übrigen scheint es, dass die Grazer Historiker Wolfram Dornik und Stefan Karner Recht haben, wenn sie sagen:

*Trotz zahlreicher Vorschläge, Memoranden [...] gab es keine konkreten Planungen innerhalb Österreich-Ungarns und des Deutschen Reiches, wie mit der Ukraine umzugehen sei.<sup>131</sup>*

In Anbetracht eines sehr ungünstigen Verlaufs des Krieges in seiner Anfangsphase sahen sich die Mittelmächte und vor allem Österreich-Ungarn gezwungen, ihre Ukraine-Politik zu aktivieren. Diese umfasste nun zugleich zwei Richtungen – die verstärkte Unterstützung der Organisationen ukrainischer Emigranten aus Russland und die Stärkung der Loyalität bei der eigenen ukrainischen Bevölkerung durch die den Führern der Ruthenen in Aussicht gestellte Bereitschaft, weitere Zugeständnisse in der Autonomiefrage zu machen. Die letzteren kollidierten jedoch mit der „polnischen Frage“, welche für die Mittelmächte und vor allem für Wien anscheinend Priorität besaß. Ein entscheidendes Ereignis in dieser Hinsicht war, nach Meinung von Elisabeth Haid<sup>132</sup>, die Proklamation der Mittelmächte vom 5. November 1916 zur Errichtung des Königreichs Polen.

---

<sup>131</sup> Wolfram Dornik, Stefan Karner: Zur Einleitung. In: Dies. (Hrsg.): Die Besatzung der Ukraine 1918. Historischer Kontext – Forschungsstand – Wirtschaftliche und soziale Folgen. Graz, Wien, Klagenfurt 2008, S.7.

<sup>132</sup> Elisabeth Heid: Nationalitätenpolitik und Kriegspropaganda. Die galizischen Ruthenen aus der Perspektive Österreich-Ungarns und Russlands. In: Wolfram Dornit, Julia Wallczek-Fritz, Stefan Wedrac (Hrsg.): Frontwechsel. Österreich-Ungarns „Großer Krieg“ im Vergleich. Unter Mitarbeit von Markus Wurzer. Wien, Köln, Weimar 2014, S. 266.

In Russland erzielten die Ukrainer seit dem Kriegsausbruch noch weniger Erfolge für ihre nationale Sache. Die ukrainische Frage war hier nur eine am Rande einer von Seiten demokratischer Parteien laut gewordenen Kritik an der Willkür und den chauvinistischen Übergriffen der russischen Militäradministration im besetzten Galizien. Die ukrainischen Führer, die an ihrer Loyalität zu Russland festhielten, waren enttäuscht und unternahmen Versuche, die linken Parteien und speziell die russischen Sozialdemokraten für ihre Sache zu gewinnen. Interessant und symptomatisch erscheint in diesem Zusammenhang die Reaktion von Wladimir Ul'janov Lenin auf das Angebot einer Allianz seitens der ukrainischen Emigrantenorganisation „Sojus wzywolennja Ukrayiny“ (Der Bund zur Befreiung der Ukraine). In einem Brief konstatierte der bolschewistische Führer kurz und klar: „Unsere Wege sind verschieden“<sup>133</sup>.

Das größte Problem lag jedoch bei den Ukrainern selbst. Ukrainische Führungskräfte waren Teile verschiedener politischer Regime und waren letztendlich nicht bereit, die Seiten zu wechseln. In den Augen der ukrainischen Führungspersönlichkeiten in Österreich-Ungarn galt Russland als Erzfeind des Ukrainertums. Im Gegensatz dazu verurteilten ukrainische Politiker in Russland pro-deutsche Einstellungen ihrer Brüder in der Emigration und hielten sie für schädlich. Die beste Illustration dafür ist die Aussage von Symon Petlura, dem Sozialdemokraten, Redakteur einer russischsprachigen Zeitschrift für die Ukrainer in Russland und späterem Oberhaupt der Ukrainischen Volksrepublik: „Wie auch schwierig wäre es uns hier unter den bekannten Umständen zu leben, aber in die Krallen Deutschlands hineingeraten [...] - nein, danke.“<sup>134</sup>

Die oben geschilderten Umstände wie auch andere außen- und innenpolitische Faktoren auf beiden Seiten der Frontlinie sprachen dafür, dass 1916 noch nicht mit der Entstehung eines Ukrainischen Staates in absehbarer Zukunft zu rechnen war. Die Ukraine war de facto auch kein Thema der internationalen Politik<sup>135</sup>. Nichtsdestoweniger wurden zu Beginn des Jahres 1917 einige teils durch bewusste kriegspolitische Maßnahmen der verfeindeten

---

<sup>133</sup> Siehe Valerij Soldatenko: „Ukraїns'ka tema“ v polityci deržav avstro-nimec'koho bloku j Antanty [„Ukrainische Frage“ in der Politik der Mittelmächte und der Entente]. In: O. Rejent (Hrsg.): Velyka vijna 1914-1918 rr. i Ukraїna [Der Große Krieg 1914-1918 und die Ukraine]. Kiew, 2014 Band. I., S.90.

<sup>134</sup> Zitiert nach: Pater Ivan, Sojuz vyzvolennja Ukrayiny: zasnuvannja, polityčna platforma, informacijno-diplomatyczna dijal'nist' [Bund zur Befreiung der Ukraine: Gründung, politische Plattform, informative und diplomatische Tätigkeit]. In: Rejent O. (Hrsg.), Velyka vijna 1914-1918 rr. i Ukraїna [Der Große Krieg 1914-1918 und die Ukraine], Bd. I. Kiew, 2014, S. 374.

<sup>135</sup> Der Erste Weltkrieg hat zwar die ukrainische Frage internationalisiert, wurde die Ukraine als selbständiger Faktor von der europäischen Diplomatie erst etwa ab dem Sommer 1917 behandelt. Siehe dazu: Caroline Milow: Die ukrainische Frage 1917-1923 im Spannungsfeld der europäischen Diplomatie. Wiesbaden, 2002, S.32.

Staaten, teils durch den Krieg selbst als mächtiges umbruchstiftendes Phänomen im Allgemeinen wichtige Voraussetzungen für die Entstehung der ukrainischen Staatlichkeit geschaffen. Als solche Voraussetzungen sind zu verstehen:

1. Die Stärkung und der weitere Ausbau der nationalen Organisationen und die Strukturierung der politischen Führung des Ukrainertums.
2. Eine bemerkenswerte Intensivierung (auch mittels Kriegspropaganda) der ideologischen und agitatorischen Arbeit. Vor allem ging es um die Popularisierung der ukrainischen Nationalidee unter Hunderttausenden russischen Kriegsgefangenen und Emigranten ukrainischer Abstammung.
3. Die Bildung von regulären militärischen Einheiten, die sich aus ethnischen Ukrainern zusammensetzten.
4. Die allgemeine wirtschaftliche und militärische Erschöpfung der am Krieg beteiligten Staaten sowie die Schwächung der Macht der jeweiligen Regierungen in den ukrainischen Gebieten.

Die Initiative zur Grundsteinlegung ukrainischer Staatlichkeit wurde in Kiew im März 1917 – gleich nach dem politischen Umsturz der Februarrevolution in St. Petersburg und der Abdankung des russischen Zaren ergriffen. Hier gründeten lokale Politiker die sogenannte „Zentralna Rada“ (Zentralrat) – ein demokratisches Legislativorgan, welches bald darauf auch eine Quasiregierung bildete. Beide Organe erklärten sich sofort verantwortlich für die Situation in den ukrainischen Gebieten Russlands, galten aber als provisorische Institutionen, die nur bis zur Einberufung einer verfassungsgebenden Versammlung zu arbeiten hatten. Im Juni 1917 verabschiedete Zentralna Rada ihren ersten Universal (Erlass), in dem sie die Autonomie ukrainischer Gebiete Russlands verkündete, und nahm Verhandlungen mit der Provisorischen Regierung in St. Petersburg zwecks Anerkennung der neuen ukrainischen Macht auf. Als infolge eines Aufstandes im Oktober desselben Jahres die Bolschewiki in Russland an die Macht kamen, erkannte Zentralna Rada diese nicht an und rief stattdessen die Ukrainische Volksrepublik als autonome Einheit eines zukünftigen russischen Konföderativstaates aus.

Die bolschewistische Regierung erkannte, der eigenen Deklaration der Völkerrechte in Russland vom 2. November 1917 zuwider, die autonomistischen Bestrebungen von Zentralna Rada ihrerseits auch nicht an und versuchte, diese am 25. Dezember durch die separate Gründung der sogenannten „Ukrainischen Sowjet-Republik“ mit einer bolschewistischen Marionettenregie-

rung in Charkiw zu delegitimieren. Ukrainische Bolschewiken starteten eine mächtige Agitationsarbeit und suchten mit radikalen und populistischen Parolen die ukrainische Volksmasse, vor allem Arbeiter und Bauern, für ihre Sache zu gewinnen. Das hatte Erfolg, vor allem in den links-dnjeprischen Gebieten, welche Rada nur begrenzt unter Kontrolle hatte. Aber auch in den anderen Regionen der Ukraine herrschten in dieser Zeit Chaos und Machtlosigkeit. Statt die eigene Armee rasch aufzubauen, versanken die Kiewer Politiker in sinnlosen Debatten über die politischen Modelle des zukünftigen ukrainischen Staates.

Am 8. Januar 1918 begannen die Friedensverhandlungen in Brest-Litowsk. Um auf das nun bolschewistische Russland Druck zu machen, luden die Mittelmächte auf deutsche Initiative hin auch eine Delegation aus Kiew ein, mit der man separat verhandeln wollte. Dies war überraschend für die Bolschewisten und es drohte in deren Augen eine internationale Anerkennung der Regierung in Kiew. Um das zu vermeiden, unterbrachen sie die Verhandlungen und setzten auf Zeit. Diese Zeit brauchten sie, um die von ihnen als „reaktionär“ und „nationalistisch“ bezeichneten Kräfte aus Kiew zu verdrängen. Im Laufe des Monats Januar eroberte die russische sogenannte „Rote Armee“ mit der Unterstützung von lokalen Bolschewisten die wichtigsten Industriezentren und die größeren Städte im östlichen und südlichen Teil der Ukraine.

In dieser Situation verkündete Zentralna Rada ihr viertes Universal, in dem sie die unabhängige ukrainische Volksrepublik Ukraine ausrief. Doch schon standen etwa 10.000 Mann russische Truppen vor Kiew und in der Stadt selbst brach am 29. Januar ein von den Bolschewiki organisierter bewaffneter Aufstand der Arbeiter im Arsenalwerk aus. Nach zweitägigem Artilleriebeschuss drangen Rotgardisten in die Stadt ein und starteten Terroraktionen gegen die Einwohner. Insgesamt wurden damals etwa 3000 Personen, darunter ukrainische Politiker, Intellektuelle und Offiziere getötet.

Die blutigen Ereignisse von Ende Januar bis Anfang Februar 1918 in der Ukraine waren der Prolog zu den in der ukrainischen Geschichtsschreibung als Ukrainisch-Sowjetischer Krieg bezeichneten militärischen Auseinandersetzungen zwischen dem jungen ukrainischen Staat und dem bolschewistischen Russland, die bis 1921 andauerten. Die sowjetische und moderne russische Historiografie spricht aber von einem Bürgerkrieg in der Ukraine, infolge dessen ukrainische Bolschewiki an die Macht gekommen seien und sich später für einen Zusammenschluss mit Sowjetrussland in Rahmen einer Union ausgesprochen hätten.

Aber nicht nur den Bolschewiki war eine unabhängige Ukraine ein Dorn im Auge. Auch die russischen „Weißgardisten“, die für Restauration des Zarismus und Wiederherstellung des russischen Reiches kämpften, waren nicht bereit, den „ukrainischen Separatismus“ zu dulden. In diesem Zusammenhang sind vor allem die militärischen Aktionen der „weißgardistischen“ Armeen unter General Anton Denikin zu erwähnen. Dieser hatte im Jahre 1919 einen großen Teil der Südost- und Zentralukraine unter seiner Kontrolle und führte hier eine Art Militärdiktatur ein. Dem grausamen Regime von Denikin fielen nicht nur lokale Sympathisanten der Bolschewiki, sondern auch viele Tausende ukrainische Bauern und unzählige jüdische Existenz zum Opfer.<sup>136</sup>

Das geschichtspolitische Konstrukt eines „Bürgerkriegs in der Ukraine“ als Bestandteil des gesamtstädtischen Bürgerkonflikts 1917 bis 1920 entstand, wie schon gesagt, in der Sowjetzeit und war ideologisch motiviert, ist aber bis heute für die offizielle russische Geschichtsschreibung relevant. In der Tat wurde der soziale Konflikt in der Ukraine, wie das Hannes Leidinger<sup>137</sup> betont, eben von den Bolschewisten selbst bewusst provoziert. Das Ziel war, die ukrainische Gesellschaft zu spalten und die Sowjetmacht als „friedensstiftende Kraft“ etablieren zu können. Jakov Swerdlow, Vorsitzender des Allrussischen Zentralexekutivkomitees der Räte sprach davon in Bezug auf die Ukraine am 20. Mai 1918 ohne jegliche Rücksicht:

*[...] Nur für den Fall, dass es uns gelingt, das Dorf in zwei unversöhnliche feindliche Lager zu spalten, dort den gleichen Bürgerkrieg zu entfachen, [...] nur dann können wir sagen, dass wir auch im Verhältnis zum Dorf das verfolgen, was uns für die Städte gelungen ist.<sup>138</sup>*

Die Bolschewiki hatten aber auch andere nicht minder wichtige Motive, sich einen Bürgerkrieg in der Ukraine zu wünschen. Der von außen geschürte gesellschaftliche Konflikt wurde von ihnen als Mittel benutzt, um das Abwehrpotential des jungen ukrainischen Nationalstaates in seiner, von den westlichen Wissenschaftlern<sup>139</sup> meist als „Sezessionskrieg“, das heißt Unabhängigkeitskrieg, bezeichneten Auseinandersetzung mit Russland während und unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg zu schwächen und dabei die grausamen Folgen des „Roten Terrors“ in der Ukraine zu verdecken.

---

<sup>136</sup> Caroline Milow: Die ukrainische Frage 1917-1923 im Spannungsfeld der europäischen Diplomatie. Wiesbaden 2002, S. 49; siehe auch Hannes Leidinger: „Rot“ gegen „Weiß“. Die Ukraine und der „Russische Bürgerkrieg“. In: Dornik/Karner [Anm. 118], Die Besatzung der Ukraine 1918, S.80.

<sup>137</sup> Leidinger, „Rot“ gegen „Weiß“ [Anm. 124], S. 90.

<sup>138</sup> Ebenda, S.91.

<sup>139</sup> Siehe dazu z.B.: Georg von Rauch: Geschichte der Sowjetunion. Stuttgart 1987, S.100.

Der zweite Akt eines Dramas unter dem Namen „Unabhängigkeitskrieg“ der Ukraine spielte sich im Westen des Landes ab. Im Oktober 1918 zählte die Donaumonarchie in einem Zustand der Agonie ihre letzten Tage. Die Völker des alten Imperiums, wie Tschechen, Polen und Serben, bereiteten sich auf die Gründung bzw. Wiederherstellung eigener Staaten vor. Mitglieder der Ukrainischen Parlamentarischen Repräsentation in Wien glaubten, auch ein solches Recht zugesprochen zu bekommen, und warteten auf eine diesbezügliche Entscheidung der Regierung. Die Sympathien Wiens lagen aber bei den Polen, denen in den geostrategischen Plänen des neuen österreichischen Staates und vor allem der Entente eine besondere Rolle beigemessen wurde. Als ukrainische Politiker und ukrainische Offiziere der k.u.k. Armee in Lemberg erfuhren, dass die Polen in der galizischen Frage freie Hände bekommen hatten, entschlossen sie sich zu aktiven Schritten. In der Nacht vom 31. Oktober auf den 1. November 1918 besetzten Soldaten des k.u.k. ukrainischen freiwilligen Sitsch-Schützenregiments die wichtigsten Gebäude der Stadt und am selben Tag wurde im Namen der Ukrainer der ehemaligen k.u.k. Monarchie die Gründung eines ukrainischen Staates mit dem Namen „Westukrainische Volksrepublik“ proklamiert. Die neue Republik beanspruchte die Souveränität für Ostgalizien einschließlich der Karpaten bis nach Nowy Sącz im Westen sowie für Wolhynien, die Karpatoukraine und die Bukowina.

Der ukrainische „Putsch“ rief nicht nur bei der polnischen politischen Elite, sondern auch bei den polnischen Einwohnern in Lemberg Empörung hervor. So kam es sehr schnell zu Zusammenstößen auf den Straßen, die sich bald zu einem richtigen polnisch-ukrainischen Krieg entwickelten. Dieser Krieg, der bis Juli 1919 dauerte, wurde sehr erbittert geführt und umfasste ein großes Territorium. Ab Mai 1919 lag die Initiative fest bei den Polen. Sie hatten besser organisierte und bewaffnete Einheiten. Zum Wendepunkt kam es, als in den Kampf gegen die Ukrainer eine in Frankreich gebildete und gut ausgerüstete, später nach Osten zum Einsatz gegen die Bolschewiken von der Entente geschickte sogenannte „Blaue Armee“ unter General Haller eingesetzt wurde. Im Unterschied dazu bekam die ukrainische Seite keine Hilfe. Die schlecht organisierten Streitkräfte der Volksrepublik Ukraine in Kiew waren zu dieser Zeit gleichzeitig in den Krieg gegen das bolschewistische Russland sowie gegen die Armeen von General Denikin verwickelt. Mitte Juli 1919 gaben die Einheiten der Westukrainischen Republik ihren Widerstand auf und zogen sich zusammen mit den Ministern der Regierung in das Gebiet hinter den Fluss Zbrutsch zurück, das von Kiew kontrolliert wurde. Das gesamte Ostgalizien befand sich von nun an unter polnischer Kontrolle. Obwohl die Mehrheit der Bevölkerung in Ostgalizien Ukrainer waren, sprach am 21. November

1919 der Hohe Rat der Pariser Friedenskonferenz Ostgalizien für eine Zeitdauer von 25 Jahren Polen zu. Später sollte in dem Gebiet ein Referendum abgehalten werden, zu welchem es aber nie gekommen ist.

Es kam aber schon im Frühjahr 1920, gegen den Willen der galizischen Ukrainer, der Politiker und Armeebefehlshaber der Westukrainischen Republik, zu einer taktischen Allianz gegen das bolschewistische Russland zwischen dem polnischen Marschall Josef Pilsudski und dem Staatsoberhaupt der Ukrainischen Volksrepublik Symon Petlura. Pilsudski hat angeblich damals gesagt, dass es ohne die unabhängige Ukraine keinen unabhängigen polnischen Staat geben könne. Doch auch diese proukrajinische Einstellung Pilsudskis hinderte Polen nicht, schon ein Jahr später, im März 1921, einen Vertrag mit Sowjetrussland in Riga zu schließen, mit dem dem ukrainischen unabhängigen Staat international die Souveränität aberkannt wurde.

Dieser ukrainische Staat, dessen Entstehung ein Glücksfall des Ersten Weltkriegs gewesen war, vermochte es leider nicht, sich gegen seine Nachbarn – Sowjetrussland und Polen – zu behaupten. Diese beiden Staaten entpuppten sich als Erzfeinde der Ukraine, die ihre Rechte auf ethnisch ukrainische Gebiete ihrerseits mit geschichtlichen Gegebenheiten bzw. bestimmten geschichts-politischen Konstrukten zu begründen versuchten. Das Recht der Nationen auf Selbstbestimmung galt nichts, wenn es um weltpolitische Ambitionen und Machtansprüche ging. Die Welt rückte seit damals immer näher an eine Ära, in der die Teilung von Einflussphären zum Hauptprinzip der internationalen Beziehungen werden sollte. Russland wurde schließlich zum aktiven Subjekt einer solchen Politik. Polen – umgekehrt zum Objekt und zum Opfer.

Für die Ukrainer brachte die ungerechte Praxis willkürlicher Grenzverschiebungen in Europa paradoxerweise mehr als alle internationalen Institutionen und Gesetze: im Jahre 1939 wurden, zum ersten Mal in der jüngeren Geschichte unseres Kontinents, fast alle ukrainischen Gebiete in einem, wenn auch fremden und totalitären Staatsgebilde, der UdSSR, wiedervereinigt. Es mussten zwar noch mehr als 50 Jahre vergehen, bis die Ukrainer ihr Recht auf einen eigenen Staat endlich realisierten. Dies wurde aber nur dadurch Wirklichkeit, weil schon ein Europa existierte, welches ermöglichte, dass Erzfeinde zu guten Nachbarn und sogar zu Erzfreunden werden konnten. Weil dies für Deutschland und Frankreich, Serbien und Kroatien, Polen und die Ukraine galt, muss es auch für Russland gelten, obwohl dazu andere Mittel notwendig sind. Europa hat sich als „Soft Power“ erfolgreich behauptet, zumindest in den Augen der Ukrainer. Nun muss es sich auch endlich mal als „Hard Power“ behaupten. Denn sonst wird es nicht lange dauern, bis es aus Brüssel ertönt: „Putin ante portas“!



*Anton Sterbling*

## **Der Erste Weltkrieg, das Ende der Habsburgermonarchie und das Banat**

Der Erste Weltkrieg fand im Jahre 2014 eine vielfältige und mitunter geradezu obsessive Thematisierung und Diskussion. Ein Höhepunkt dabei war sicherlich das Erscheinen und die intensive, zum Teil auch recht kritische Auseinandersetzung mit dem Buch von Christopher Clark „Die Schlafwandler“.<sup>140</sup> Dieses Werk, dem in einer handwerklich umsichtigen und sicherlich auch eindrucksvollen Fleißarbeit eine weitgehend überzeugende Verknüpfung der Analysen auf der Makroebene weltpolitischer Großereignisse, Konflikte und Machtkontellationen, der Mesoebene politischer Institutionen, diplomatischer Aktivitäten und vertraglicher Beziehungen, insbesondere hinsichtlich der Außen-, Militär- und Wirtschafts- und Finanzpolitik, sowie der Mikroebene einer Vielzahl wichtiger individueller Akteure, ihrer Präferenzen, Sichtweisen und Situationsperzeptionen, Handlungen und Entscheidungen in Schlüsselsituationen, gelingt, liefert zugleich mindestens drei wichtige Korrektive der bisher dominanten und zumeist vielfach stark vereinfachten Sichtweisen auf die ursächlichen Zusammenhänge des Ausbruchs des Ersten Weltkriegs.

**Erstens** werden in der sogenannten „Kriegsschuldfrage“ weitaus differenziertere Einsichten vermittelt, als man sie aus der gängigen populären „Schulbuchgeschichtsschreibung“ kennt, und es wird eine Sichtweise entfaltet, die nicht nur das komplizierte und teilweise auch kontingente Zusammenspiel verschiedener Faktoren ausleuchtet, sondern auch Standpunkte etwas plausibler erscheinen lässt, wie sie bereits kurz nach dem Ersten Weltkrieg beispielsweise von deutschen Soziologen wie Max Weber oder Ferdinand Tönnies vertreten wurden.<sup>141</sup> Folgt man Clark, so ist die „Frage der Schuld“ oder

---

<sup>140</sup> Christopher Clark: Die Schlafwandler. Wie Europa in den Ersten Weltkrieg zog. München 2013. Siehe auch Anton Sterbling: „Die Schlafwandler“ – eine soziologische Lesart. In: Silexia Nova. Vierteljahresschrift für Kultur und Geschichte, 11 (2014), Heft 1, S. 65-76, insb. S. 76.

<sup>141</sup> Sicherlich handelt es sich bei diesen Stellungnahmen und Standpunkten primär um intellektuelle Äußerungen, keine sozialwissenschaftliche Analysen im engeren Sinne. Vgl. Max Weber: Zum Thema „Kriegsschuld“. In: Ders.: Gesammelte Politische Schriften. Tübingen 1988, S. 488-497; Hans Delbrück, Max Weber, Max Graf Montgelas, Albrecht Mendelssohn-Bartholdy: Bemerkungen zum Bericht der Kommission der Alliierten und Assoziierten Regierungen über die Verantwortlichkeit der Urheber des Krieges. In: Max Weber: Gesammelte Politische Schriften. Tübingen 1988, S. 571-586; Ferdinand Tönnies: Weltkrieg und Völkerrecht. In: Tönnies-Forum. Rundbrief der Ferdinand-Tönnies-Gesellschaft e.V., 23 (2014),

„Hauptschuld“ am Ersten Weltkrieg angesichts der Vielschichtigkeit und komplexen Wechselwirkungen, der komplizierten Verkettungen vielfältiger Umstände und Ereignisse und davon ausgehender ursächlicher Wirkungen und Zusammenwirkungen, kaum so einfach zu beantworten, wie es beispielsweise die Historiker um Fritz Fischer in den 1960er Jahren taten.<sup>142</sup> Noch weniger plausibel erscheinen in diesem Licht die lange Zeit und bis heute ideologisch stark eingefärbten und entsprechend verbreiteten „Imperialismustheorien“, etwa in der Gefolgschaft Lenins, die den Ersten Weltkrieg gleichsam als zwangsläufiges Ergebnis des Kapitalismus in seiner Entwicklungsstufe expansiver imperialistischer Konkurrenz und Weltmachtbestrebungen verstanden und verstehen.<sup>143</sup>

**Zweitens** werden – und dies ist hier für die weiteren Ausführungen durchaus relevant – die Bedeutung der Entwicklungen und Ereignisse auf dem Balkan und nicht zuletzt die Bestrebungen und Haltungen Serbiens und anderen Balkanstaaten, auch Rumäniens, in ihrer spezifischen Tragweite im Hinblick auf den Ausbruch des Ersten Weltkriegs aufschlussreich herausgearbeitet. Clark spricht hierbei wohl sehr passend vom „Krisenkatalysator Balkan“.<sup>144</sup>

**Drittens** wird die Habsburgermonarchie als Vielvölkerstaat mit ihren seit dem „Ausgleich“ 1867 gesamtstaatlich kompliziert miteinander verbundenen zwei Reichshälften<sup>145</sup> in ihrer krisenhaften und spannungsreichen, aber durchaus auch weiterentwicklungsfähigen Verfassung differenziert und realistisch analysiert und damit auch in ein etwas „mildereres“ Licht gesetzt,<sup>146</sup> als dies aus der Perspektive ihres oft als „notwendig“ betrachteten Untergangs vielfach in der Geschichtsschreibung, aber auch bereits im zeitgenössischen

---

Heft 1, S. 36-63; ders.: Die Schuldfrage. Rußlands Urheberschaft nach Zeugnissen aus dem Jahre 1914. In: Tönnies-Forum. Rundbrief der Ferdinand-Tönnies-Gesellschaft e.V., 23 (2014), Heft 1, S. 64-91.

<sup>142</sup> Siehe Clark, Die Schlafwandler [Anm. 140], insb. S. 715 ff.

<sup>143</sup> Raymond Boudon weist zutreffend darauf hin, dass Lenin in seinem Buch eigentlich nur Ideen des englischen Nationalökonom John Atkinson Hobson und des Austromarxisten Rudolf Hilferding aufgegriffen hat. Auf Grund der Geschichtsmächtigkeit der marxistisch-leninistisch fundierten Ideologie haben „Imperialismustheorien“ verschiedener Spielarten lange Zeit – und keineswegs nur im kommunistischen Herrschaftsbereich – eine wichtige Rolle in den Erklärungsansätzen des Ersten Weltkriegs gespielt. Siehe dazu: Vladimir Iljitsch Lenin.: Der Imperialismus als höchstes Stadium des Kapitalismus. Gemeinverständlicher Abriß. Berlin 1962; Raymond Boudon: Ideologie. Geschichte und Kritik eines Begriffs. Reinbek bei Hamburg 1988, insb. S. 253 ff.

<sup>144</sup> Siehe Clark, Die Schlafwandler [Anm. 140], insb. S. 529.

<sup>145</sup> Siehe dazu auch Miklós Molnár: Geschichte Ungarns. Hamburg 1999, insb. S. 287 ff.

<sup>146</sup> Eine noch sensiblere, mitunter nostalgisch verklärte Betrachtung erfährt die Habsburgermonarchie auch in dem sehr lesenswerten Essayband des rumäniedeutschen Schriftstellers Richard Wagner. Siehe Richard Wagner: Habsburg. Bibliothek einer verlorenen Welt, Hamburg 2014.

politischen Bewusstsein verschiedener Akteurgruppen im Vorfeld des Ersten Weltkriegs geschah.

Nun ist es allerdings nicht das Anliegen dieses Beitrags, auf diese übergreifenden und zugleich viel diskutierten Problemzusammenhänge näher einzugehen, sondern im Mittelpunkt der Ausführungen soll etwas viel Bescheideneres und Begrenzteres stehen, nämlich die Fragen: Wie sah das Banat als eine gut überschaubare historische Region zwischen Ostmittel- und Südosteuropa im Vorfeld des Ersten Weltkriegs aus? Wie war es in die Kriegsgeschehnisse einbezogen und davon betroffen? Welche Folgen und Auswirkungen hatte der Erste Weltkrieg für diese multiethnische Region? Dabei sollen die Schwerpunkte auf historischen, sozialdemographischen, wirtschaftlichen, kulturellen und politischen Gegebenheiten und Entwicklungszusammenhängen liegen.

Als Leitgedanke der folgenden Ausführungen kann gelten, dass der Erste Weltkrieg und das Ende der Habsburgermonarchie das historische Banat und die Lebenslagen vieler seiner Bewohner weitgehend verändert hat, wobei diese in ihrer großen Mehrheit kaum eine Schuld oder ein Zutun bei diesem Krieg hatten und auch auf dessen regionale Folgen in der Form massiver staatlicher Grenzveränderungen kaum eigenen Einfluss nehmen konnten. Das Banat war vielmehr der Spielball konkurrierender nationalstaatlicher Akteure und Mächte wie auch ein anschauliches Beispiel problematischer Auswirkungen der in der gesamten Zwischenkriegszeit weitgehend umstrittenen Pariser Vorort-Friedens-Verträge sowie der schwierigen und letztlich auch inkonsequenter und umstritten gebliebenen Anwendung der sogenannten „Wilson-Doktrin“ auf multiethnische Gebiete.<sup>147</sup> Dazu stellte der bekannte Ost- und Südosteuropa-Historiker Edgar Hösch allgemein fest:

*„Durch die Pariser Vorortverträge wurde die letzte Phase der staatlichen Neugründungen in Südosteuropa zu einem Abschluß gebracht. Sie standen wohl im Zeichen des von Präsident Wilson proklamierten Rechtes der nationalen Selbstbestimmung (Wilsons ‘14 Punkte’ vom 8. Januar 1918), haben aber durch erhebliche Zugeständnisse in der Grenzziehung an ein nationales Großreichsdenken der ‘siegreichen’ Balkanstaaten die außenpolitische Spannungslage*

---

<sup>147</sup> Siehe dazu auch: Arno Bammé: Kriegsverdrängung und Kriegsvergessenheit in der Soziologie. In: Tönnies-Forum. Rundbrief der Ferdinand-Tönnies-Gesellschaft, 23 (2014), Heft 2, S. 5-30, vgl. S. 14.

*und die innenstaatlichen Konsolidierungsschwierigkeiten der folgenden Jahrzehnte weitgehend mitverschuldet.“<sup>148</sup>*

### **Das „historische“ Banat als multiethnische Region der Habsburgermonarchie**

Geographisch erstreckt sich das aus der Banater Tiefebene, dem Banater Hügelland und dem Banater Bergland bestehende historische Banat grob gesprochen zwischen der Theiß im Westen, der Marosch im Norden, der Donau im Süden und den Ausläufern der Südkarpaten im Osten. Zumeist werden außerdem aber einige Gebiete nördlich der Marosch zum Banat gerechnet.<sup>149</sup> Das Banat stellt einen Kulturraum dar, in dem sich – historisch betrachtet – verschiedene ethnische, kulturelle und religiöse Gebilde kompliziert überlagert und administrative und politische Grenzen mehrfach verschoben haben.<sup>150</sup> Das Banat war und ist eigentlich bis heute seiner Bevölkerungsstruktur nach eine multiethnische Region.<sup>151</sup> Bereits im Jahre 1774 wurden 220.000 Vlachen (Rumänen), 100.000 Serben und Aromunen, 53.000 Deutsche, 2.400 Magyaren und Bulgaren sowie 340 Juden erwähnt.<sup>152</sup> Wenn festgestellt werden kann, dass einzelne Bevölkerungsgruppen des Banats zumeist eher nebeneinander, in gewissen Hinsichten aber auch miteinander lebten – und zwar vielfach friedlich, mitunter aber auch in Spannungen und unter feindselig ausgebrachten Konflikten<sup>153</sup> – und, dass das Banat zudem ein Sozial- und Kulturrbaum ist, der von vielfältigen, freiwilligen oder erzwungenen Wanderungsbe-

---

<sup>148</sup> Edgar Hösch: Geschichte der Balkanländer. Von der Frühzeit bis zur Gegenwart. München 21993, vgl. S. 188; Arnold Suppan: Jugoslawien und Österreich 1918-1938. Bilaterale Außenpolitik im europäischen Umfeld. Wien, München 1996, insb. S. 101 ff; Günther Schödl (Hrsg.): Land an der Donau. Berlin 21999; Joachim von Puttkamer: Ostmitteleuropa im 19. und 20. Jahrhundert. München 2010.

<sup>149</sup> Siehe: Hans-Heinrich Rieser: Das rumänische Banat – eine multikulturelle Region im Umbruch. Stuttgart 2001, insb. S. 36 ff.

<sup>150</sup> Siehe auch: Reinhard Leber: Politische Kultur und Systemtransformation. Lokalstudie zu der Stadt Temeswar. Frankfurt/M. u.a. 1996; Victor Neumann: Die bürgerliche Kultur in Siebenbürgen und im Banat: Die Rolle Temeswars in den politischen Umgestaltungsprozessen vom Dezember 1989. In: Gleichwertig nicht gleichförmig. Multikulturalismus als Politikum und als Modell. Halbjahresschrift für südosteuropäische Geschichte, Literatur und Politik, 11. Jahrgang (1999), Heft 1, S. 38-51.

<sup>151</sup> Siehe: Victor Neumann (Hrsg.): Identitate și Cultură. Studii privind istoria Banatului [Identität und Kultur. Studien zur Geschichte des Banats]. București 2009.

<sup>152</sup> Siehe: Gerhard Seewann: Banat. In: Edgar Hösch, Karl Nehring, Holm Sundhaussen (Hrsg.): Lexikon zur Geschichte Südosteuropas. Wien, Köln, Weimar 2004, S. 89-90, vgl. S. 90.

<sup>153</sup> Siehe: Anton Sterbling: Interkulturalität, „weiche“ Normen und soziale Konventionen. Beobachtungen aus dem multiethnischen Banat. In: Alois Moosmüller, Jana Möller-Kiero (Hrsg.): Interkulturalität und kulturelle Diversität. Münster, New York, München, Berlin 2014, S. 141-153.

wegungen größerer Teile seiner Bevölkerung mitgeprägt erscheint, so gilt dies insbesondere auch für die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg.

### **Sozialdemographische, wirtschaftstrukturelle und politische Gegebenheiten des Banats vor dem Ersten Weltkrieg**

Betrachtet man die Komitate Temesch, Torontal und Karasch-Severin als das sogenannte „historische“ Banat, also die damaligen Verwaltungseinheiten ohne Berücksichtigung des Komitats Arad, so stieg die Bevölkerung dieser Region von 1.337.989 im Jahr 1869, über 1.433.424 im Jahr 1890 und 1.519.602 im Jahr 1900, auf 1.571.395 im Jahr der letzten Volkszählung vor dem Ersten Weltkrieg 1910.<sup>154</sup> Ihrer Sprachzugehörigkeit nach, bezeichneten 1910 in den Komitaten Temesch, Torontal und Karasch-Severin 37,4 Prozent Rumänisch, 24,5 Prozent Deutsch, 18,0 Prozent Serbisch, 15,3 Prozent Ungarisch, 1,4 Prozent Slowakisch, 0,3 Prozent Kroatisch, 0,2 Prozent Ruthenisch (Ukrainisch) und 2,9 Prozent eine sonstige Sprache als „Muttersprache“, wobei die jüdische Bevölkerung des Banats die ungarische wie auch die deutsche (jiddische) Sprache verwendete. Die Alphabetisierungsrate lag bei etwas mehr als der Hälfte der Bevölkerung, während nur etwas weniger als ein Drittel über Kenntnisse der ungarischen Sprache verfügte. Der Konfession nach bekannten sich 1910 im Banat 54,1 Prozent zum orthodoxen, 37,4 Prozent zum römisch-katholischen, 4,8 Prozent zum evangelischen oder reformierten, 2,3 Prozent zum griechisch-katholischen, 1,3 Prozent zum israelitischen und 0,1 Prozent zu einem sonstigen Glauben.<sup>155</sup> Die Städte des Banats, insbesondere Temeswar, Reschitz, Lugosch, Groß-Sankt-Nikolaus, Hatzfeld, Karansebesch, Orschowa, Orawitza, Herkulesbad, Detta, ebenso Werschetz, Pantschowa, Großbetschkerek, Großkikinda u.a., bei denen es sich zumeist um Kleinstädte handelte, aber auch Arad, waren in der Regel multiethnisch bewohnt, wobei die einzelnen ethnischen Gruppen allerdings häufig in eigenen Stadtvierteln konzentriert lebten. Daneben gab es multiethnische Dörfer, in denen sich die Angehörigen einzelner Ethnien allerdings auch in eigenen Ortsteilen oder Straßen konzentrierten. Es gab indes vielfach auch Dörfer, in denen nahezu

---

<sup>154</sup> Siehe: Josef Wolf: Die Bevölkerung des Banats vor dem Ersten Weltkrieg. Eine historisch-demographische Zustandsbeschreibung In: Walter Engel, Walter Tonja (Hrsg.): Deutsches Kulturleben im Banat am Vorabend des Ersten Weltkriegs. Der Beitrag von kleineren Städten und Gemeinden. Stuttgart 2013, S. 37-82, vgl. S. 82; vgl. auch Josef Wolf: Development of Ethnic Structure in the Banat 1890–1992. Wien 2004.

<sup>155</sup> Siehe Josef Wolf: Die Bevölkerung des Banats vor dem Ersten Weltkrieg. Eine historisch-demographische Zustandsbeschreibung. In: Engel, Tonja, Deutsches Kulturleben im Banat am Vorabend des Ersten Weltkriegs [Anm. 154], S. 37-82, vgl. S. 78 ff.

exklusiv oder zumindest zahlenmäßig stark dominant die Angehörigen bestimmter Ethnien lebten.<sup>156</sup>

Nach den Ansiedlungsprozessen und Wanderungen im 18. und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gab es in den Jahrzehnten vor dem Ersten Weltkrieg auf dem Gebiet des Banats weiterhin vielfältige Wanderungsprozesse. So waren, insbesondere nach dem österreich-ungarischen Ausgleich 1867, ungarische, aber auch andere Zuwanderungen in das Banat zu verzeichnen, die teilweise gezielt erfolgten und einen „nationalpolitischen“ Charakter aufwiesen, ebenso aber auch – in kleinerem Umfang – Auswanderungen, zum Beispiel von Rumänen, Serben oder Deutschen nach Altrumänien, Serbien oder auch in die Dobrudscha oder nach Bulgarien.<sup>157</sup> Weitaus bedeutsamer waren natürlich die Übersee-Auswanderungen und insbesondere die Emigrationen in die Vereinigten Staaten von Amerika. Wenn Tibor Frank feststellte, dass allein zwischen 1899 und 1913 und nur aus der ungarischen Reichshälfte der österreichisch-ungarischen Doppelmonarchie etwa 1,2 Millionen Menschen in die USA ausgewandert sind, von denen sechs Siebtel Angehörige ethnischer Minderheiten, etwa Slowaken, Deutsche, Rumänen, Serben usw., waren,<sup>158</sup> so lässt sich dies abgewandelt auch auf die Auswanderung aus dem Banat übertragen. Diese Auswanderungsbewegungen, die teilweise auch mit größeren Rückwanderungsströmen (etwa ein Fünftel der Migranten) einhergingen, waren sicherlich hauptsächlich ökonomisch motiviert, hatten aber auch etwas mit dem zunehmenden „Magyarisierungsdruck“ Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts zu tun, dem die ethnischen Minderheiten in der ungarischen Reichshälfte wie mithin auch im Banat zunehmend ausgesetzt waren. In diesem Zusammenhang gilt es zu berücksichtigen, dass die transleithanische Reichshälfte Österreich-Ungarns 1910 rund 20,9 Millionen Einwohner – und ohne Kroatien 18,2 Millionen – hatte, wobei der Anteil der Ungarn lediglich 48 Prozent bzw. auf dem Gebiet des ungarischen Königreichs ohne Kroatien 54,5 Prozent betrug.<sup>159</sup> Wichtig erscheint an dieser Stelle festzuhalten, dass das historische Banat in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg nicht nur vielfältige, sich teilweise überkreuzende und überlagernde Migrati-

---

<sup>156</sup> Siehe neben Wolf, Development of Ethnic Structure in the Banat 1890–1992 [Anm. 154]; Elke Hoffmann, Peter-Dietmar Leber, Walter Wolf (Hrsg.): Städte und Dörfer. Beiträge zur Siedlungsgeschichte der Deutschen im Banat. München 2011.

<sup>157</sup> Siehe Josef Wolf: Die Bevölkerung des Banats vor dem Ersten Weltkrieg. Eine historisch-demographische Zustandsbeschreibung. In: Engel, Tonja: Deutsches Kulturleben im Banat am Vorabend des Ersten Weltkriegs [Anm. 154], S. 37–82, insb. S. 52 ff bzw. S. 70 ff.

<sup>158</sup> Siehe Tibor Frank: From Austria-Hungary to the United States: National Minorities and Emigration 1880-1914. In: ders.: Ethnicity, Propaganda, Myth-Making. Studies on Hungarian Connections to Britain and America 1848-1945. Budapest 1999, S. 73-91, insb. S. 77 ff.

<sup>159</sup> Siehe Molnár, Geschichte Ungarns [Anm. 145], S. 494.

onsprozesse, sondern insgesamt auch eine vorwiegend negative Wanderungsbilanz aufwies.<sup>160</sup>

Sozialstrukturell bedeutsam und zugleich mit entsprechenden sozialdemographischen Veränderungen und kleinräumigen Wanderungsprozessen verbunden erscheinen im Vorfeld des Ersten Weltkriegs die wirtschaftlichen Modernisierungsprozesse, bei denen es sich um eng miteinander verbundene Prozesse der Entwicklung der Infrastruktur, insbesondere des Schienennetzes, der Industrialisierung und der Urbanisierung handelt.<sup>161</sup> Insbesondere Städte wie Temeswar und Reschitzka wiesen um die Jahrhundertwende einen bemerkenswerten industriellen Aufschwung auf. So verdoppelte sich beispielsweise die Bevölkerung von Temeswar zwischen 1869 und 1910 von 36.844 auf fast 68.471 Einwohner bei einer gleichzeitig deutlichen Veränderung ihrer ethnischen Zusammensetzung.<sup>162</sup>

Hervorzuheben ist zugleich, dass sich auch in einer Reihe von Agrarkleinstädten des Banats das Gewerbe, das Fabrikwesen und der Handel wie auch das kulturelle Leben, das Schul- und Vereinswesen, die Zivilgesellschaft insgesamt, um die Jahrhundertwende auffällig entwickelten, wie sich etwa am Beispiel der Kleinstadt Hatzfeld oder auch Großsankt Nikolaus näher zeigen ließe.<sup>163</sup> Dessen ungeachtet bewahrte das Banat bis zum Ersten Weltkrieg und auch danach mit einem Anteil von über 70 Prozent bäuerlich-ländlicher Bevölkerung eine vorwiegend agrarwirtschaftlich geprägte Gesellschaftsstruktur.

Neben dem bereits kurz erwähnten „Magyarisierungsdruck“, der sich insbesondere nach dem österreichisch-ungarischen Ausgleich 1867 intensivierte, aber auch schon vorher zu mehr oder weniger weitgehenden Assimilationsprozessen der Minderheiten, etwa auch der Angehörigen der Banater Schwaben<sup>164</sup> führte, aber ebenso mit Prozessen des nationalen „Erwachens“

---

<sup>160</sup> Siehe: Wolf, Die Bevölkerung des Banats vor dem Ersten Weltkrieg [Anm. 155], S. 37–82, insb. S. 72.

<sup>161</sup> Siehe: Wolf: Die Bevölkerung des Banats vor dem Ersten Weltkrieg [Anm. 155], insb. S. 58 ff.

<sup>162</sup> So nahm der Anteil der Deutschen in Temeswar allein zwischen 1880 und 1910 von 57 auf 44 Prozent auf Grund von Zuwanderungen, aber auch von Eingemeindungen umliegender Orte ab. Siehe: Günter Schödl: Zwischen ungarischem Staat und deutschem Volk. Die Banater Schwaben um 1900. In: Engel, Tonça: Deutsches Kulturleben im Banat am Vorabend des Ersten Weltkriegs [Anm. 154] S. 21–35), vgl. S. 24; Wolf: Die Bevölkerung des Banats vor dem Ersten Weltkrieg [Anm. 155] S. 82.

<sup>163</sup> Siehe: Hans Vastag: Das Hatzfelder Kulturleben Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Schule, Presse, Vereine. In: Engel, Tonça: Deutsches Kulturleben im Banat am Vorabend des Ersten Weltkriegs [Anm. 154], S. 93–127; Franz Wolz, Peter-Dietmar Leber (Hrsg.): Heimatbuch Großsankt Nikolaus im Banat. Beiträge zur Geschichte der Deutschen im Ort. Rohrbach/Ilm 2005.

<sup>164</sup> Siehe Annemarie Röder: Deutsche, Schwaben, Donauschwaben. Ethnisierungsprozesse einer deutschen Minderheit in Südosteuropa. Marburg 1998; Anton Sterbling: Identität und Ethni-

und des Widerstandes im Sinne eines „reaktiven Nationalismus“ in den Reihen der Angehörigen ethnischer Minderheiten einherging, ist noch eine andere Gegebenheit bei den Minderheiten und insbesondere auch bei den Banater Schwaben im Vorfeld des Ersten Weltkriegs bemerkenswert – der wie Günter Schödl das Phänomen nannte „politische Absentismus“.<sup>165</sup> Gemeint ist damit eine recht geringe politische Mobilisierung und Handlungsfähigkeit einer – bei allen erwähnten räumlichen und sozialen Bewegungen und dynamischen Entwicklungen – um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert doch noch überwiegend traditionalen, auch sozial und psychisch noch wenig mobilisierten,<sup>166</sup> zudem ethnisch, konfessionell und sozial heterogenen und weitgehend segmentierten Bevölkerung. Auch dies war ein gewichtiger Grund, dass die Bevölkerung des Banats im Zusammenhang mit den Geschehnissen und Folgen des Ersten Weltkriegs weitgehend Objekt oder Spielball äußerer Mächte, keineswegs jedoch ein selbständiges Subjekt der Geschichte war, wie hier in den Ausgangsüberlegungen bereits als These angedeutet worden ist.

### **Konkurrierende Territorialansprüche, Dreiteilung des historischen Banats, Kriegsgeschehnisse und Opferbilanz**

Obwohl der „Krisenkatalysator Balkan“,<sup>167</sup> von dem Christopher Clark im Hinblick auf den Ausbruch des Ersten Weltkriegs spricht, in unmittelbarer Nachbarschaft gelegen ist, war das historische Banat kaum unmittelbar von den Kämpfen und militärischen Operationen betroffen. Im Banat erfolgten die wichtigsten militärischen Bewegungen erst nach dem Krieg, könnte man etwas zugespitzt befinden.

Natürlich wurden die entsprechenden Altersgruppen der männlichen Banater Bevölkerung mobilisiert und einberufen, kämpften viele Männer jahrelang heimatfern an verschiedenen Fronten, wurden viele verwundet oder fielen im Krieg. Dabei wird der kriegs- und kriegsfolgenbedingte Rückgang der Banater Bevölkerung auf etwas über 5 Prozent geschätzt,<sup>168</sup> von den langfris-

---

zität. Das Beispiel der Banater Schwaben. In: Sozialwissenschaftliches Journal 3 (2007), S. 62-83; Mathias Weifert: Volksgruppenidentität, sozialer und kultureller Identitätswandel bei den sogenannten Donauschwaben (1683-2008). München 2013.

<sup>165</sup> Siehe Schödl, Zwischen ungarischem Staat und deutschem Volk [Anm. 162], S. 21-35.

<sup>166</sup> Zur Problematik der sozialen, psychischen und politischen Mobilisierung siehe auch: Anton Sterbling: Die Deutschen in Rumänien zwischen Tradition und Modernität. Aspekte sozialer Mobilisierung nach dem Zweiten Weltkrieg. In: Gerhard Seewann (Hrsg.): Minderheitenfragen in Südosteuropa. Beiträge der Internationalen Konferenz: The Minority Question in Historical Perspective 1900-1990. Inter University Center, Dubrovnik, 8.-14. April 1991. München 1992, S. 265-277.

<sup>167</sup> Siehe Clark: Die Schlafwandler [Anm. 140], insb. S. 529.

<sup>168</sup> Siehe: Wolf: Die Bevölkerung des Banats vor dem Ersten Weltkrieg [Anm. 155], S. 43.

tigen Auswirkungen der Geburtenausfälle in den Kriegsjahren im Sinne entsprechender demographischer Wellen einmal abgesehen. Wichtiger noch erscheint, dass das multiethnische Banat als ein bedeutsamer „Zankapfel“ konkurrierender ungarischer, serbischer und rumänischer Interessen und Territorialansprüche galt, wobei dies letztlich auch zu dessen Dreiteilung nach dem Ersten Weltkrieg führte. Seit dem österreich-ungarischen Ausgleich 1867 war Ungarn – wie bereits angedeutet – bestrebt, die Komitate des Banats stärker in den ungarischen Nationalstaat zu integrieren. Bereits 1915 meldete indes Serbien in London seine Ansprüche auf das gesamte Banat an. Vor seinem Eintritt in den Krieg im Sommer 1916, nach zwei Jahren der Neutralität, ließ sich Rumänien nach langen Verhandlungen mit der Entente seine Ansprüche auf die überwiegend von Rumänen bewohnten Gebiete Österreich-Ungarns zusichern, darunter neben Siebenbürgen und der Bukowina auch das Banat.<sup>169</sup>

Im Herbst 1918 ging der Erste Weltkrieg mit dem Zusammenbruch der Mittelmächte zu Ende. Ungarn strebte durch seine rasch erklärte Eigenstaatlichkeit an, möglichst große Teile seiner Reichshälften zu behalten.<sup>170</sup> Nicht zuletzt die kurzlebige „Räterepublik“ 1919 erschwerte dieses Vorhaben, so dass sich das Territorium Ungarns durch den Friedensvertrag von Trianon vom 4. Juni 1920, der dem Vertrag von Versailles am 28. Juni 2019 mit Deutschland und dem Vertrag von Saint-Germain-en-Laye mit Österreich vom 19. September 1919 folgte, von 283.000 km<sup>2</sup> (ohne Kroatien) auf 93.000 km<sup>2</sup> verkleinerte und seine Bevölkerung von 18,2 Millionen auf 7,6 Millionen verringerte.<sup>171</sup>

In der unmittelbaren Folge des Waffenstillstands vom 13. November 1918 wurde das Banat durch serbische Truppen besetzt. Durch den Nationalrat der Serben in Neusatz (Novi Sad) wurde der Anschluss Südungarns mit dem Banat an Serbien beschlossen. Damit sollten schon vor den Pariser Friedensverhandlungen territoriale Tatsachen zu Gunsten Serbiens geschaffen werden. Dieses Vorhaben stieß allerdings auf den entschiedenen Widerstand Rumäniens, wobei in den Karlsberger Beschlüssen („Proklamation von Alba Iulia“) am 1. Dezember 1918 bekanntlich der Anschluss der Bukowina, Siebenbürgens und des gesamten Banats an Rumänien gefordert und entsprechend proklamiert wurde. Bekräftigt wurde dies 1919 durch das Vorrücken rumänischer Truppen bis in die Nähe von Budapest.

---

<sup>169</sup> Siehe dazu und zu Folgendem: Hans-Heinrich Rieser: Das rumänische Banat – eine multikulturelle Region im Umbruch. Stuttgart 2001, insb. S. 84 ff.

<sup>170</sup> Siehe dazu auch Molnár: Geschichte Ungarns [Anm. 145], insb. S. 351 ff; Zsolt K. Lengyel: Auf der Suche nach dem Kompromiss. Ursprünge und Gestalten des frühen Transsilvanismus 1918-1928. München 1993.

<sup>171</sup> Siehe: Molnár: Geschichte Ungarns [Anm. 145], insb. S. 363 f.

Um befürchtete Zusammenstöße zwischen serbischen und rumänischen Truppen zu verhindern, rückten Anfang 1919 französische Besatzungstruppen zwischen diese und wurde Serbien zum Rückzug aus dem östlichen Banat gezwungen. Im Sommer 1919 zeichnete sich in den Pariser Friedensverhandlungen sodann immer deutlicher die staatsterritoriale Dreiteilung des Banats ab. Im August 1919 besetzten rumänische Truppen Temeswar. Die Staatsgrenze zwischen Rumänien und dem Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen (ab 1929 Jugoslawien) wurde im Jahr 1920 und sodann endgültig 1923 festgelegt. So ergab sich, dass der größte, nordöstliche Teil des Banats seit dem Ersten Weltkrieg zu Rumänien ( $18.715 \text{ km}^2$ ), dessen kleinerer, südwestlicher Teil zu Serbien ( $9.307 \text{ km}^2$ ) und dessen westlicher Zipfel zu Ungarn ( $271 \text{ km}^2$ ) gehört und das historische multiethnische Banat durch neue Staatsgrenzen dreigeteilt wurde.<sup>172</sup>

### **Folgeprobleme der Dreiteilung des historischen Banats**

Die Folgen des Ersten Weltkriegs für das Banat und seine Bevölkerung waren vielfältig und problematisch. Sie können an dieser Stelle zum Abschluss der Ausführungen auch nur in ihren wichtigsten Aspekten stichwortartig ange deutet werden.

Die neuen Staatsgrenzen, die das historische Banat teilten, blieben – insbesondere in der Zwischenkriegszeit – umstritten. Es entstanden – trotz anderer, zum Teil recht großzügiger Zusicherungen in den Friedensverträgen und neuen Verfassungen – teilweise neue und schwierige Minderheitenlagen. Der erwähnte „Magyarisierungsdruck“ wurde teilweise durch eine ähnlich angelegte „Rumäniierungspolitik“ abgelöst. Die veränderten Gegebenheiten lösten unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg und in der Folgezeit weitere unterschiedlich motivierte und verlaufende Wanderungsbewegungen aus.<sup>173</sup> Die sozial- und wirtschaftsstrukturellen Auswirkungen waren teilweise gravierend, zumal ein einheitlicher Wirtschaftsraum, der im Vorfeld des Ersten Weltkriegs gerade eine beachtliche Modernisierung und Dynamisierung erfahren hatte, gespalten wurde und zudem nationalistisch motivierte Agrar- und Wirtschaftsreformen in den „Siegerstaaten“ des Ersten Weltkriegs sich

---

<sup>172</sup> Siehe: Rieser: Das rumänische Banat – eine multikulturelle Region im Umbruch [Anm. 169], insb. S. 36 ff.; Kurt Scharr, Rudolf Gräf: Rumänen. Geschichte und Geographie. Köln, Weimar, Wien 2008, insb. S. 166 ff.

<sup>173</sup> Siehe Krista Zach, Flavius Solomon, Cornelius R. Zach (Hrsg.): Migration im südostlichen Mitteleuropa. Auswanderung, Flucht, Deportation, Exil im 20. Jahrhundert. München 2005.

nachteilig und diskriminierend für die – teilweise neuen – ethnischen Minderheiten auswirkten.<sup>174</sup>

Dennoch kann man in einer längerfristigen Betrachtungsperspektive auch sagen, dass das Banat als grenzübergreifende multiethnische, multikonfessionelle und multikulturelle Region bis heute ein spezifisches Gebilde darstellt und gleichsam einen europäischen interkulturellen „Grenzraum“ bildet, der seine historische und kulturelle Tiefenprägung durch die im Ersten Weltkrieg untergegangene Habsburgermonarchie zumindest noch ahnen lässt.<sup>175</sup> Man kann sich dem rumäniendeutschen Schriftsteller Richard Wagner vermutlich anschließen, der kürzlich feststellte: „Der Donauraum, so die schlichte Erkenntnis, was das Gegebene angeht, verbindet nicht nur West und Ost, er ist ein Fundament dieser Verbindung.“ Und er fügte hinzu: „Man kann nicht vom Donauraum sprechen, ohne zwei Begriffe ins Spiel zu bringen: Habsburg und Mitteleuropa. So unterschiedlich sie sein mögen und so verschiedenen man sie auch verstehen mag, ohne sie ist der Raum nicht zu beschreiben.“<sup>176</sup> Dies gilt gleichsam auch und nicht zuletzt für das Banat.

---

<sup>174</sup> Siehe: Anton Sterbling: A qui appartient la terre transylvaine? In: *Paysans au-delà du mur. Etudes rurales*, Nr. 138-140, Editions de l'école des hautes études en sciences sociales. Paris 1995, S. 87-101; ders.: On the Development of Ethnic Relations and Conflicts in Romania. In: Christian Giordano, Ina-Maria Greverus (Hrsg.): *Ethnicity – Nationalism – Geopolitics in the Balkans (II)*. Sonderheft des Anthropological Journal on European Cultures 4(1995), Heft 2, S. 37-52.

<sup>175</sup> Siehe: Anton Sterbling: Kultur der Ränder – das multiethnische Banat. In: Michael Gehler, Andreas Pudlat (Hrsg.): *Grenzen in Europa*. Hildesheim, Zürich, New York 2009 S. 135-144; ders.: Interkulturalität, „weiche“ Normen und soziale Konventionen [Anm. 153], S. 141-153.

<sup>176</sup> Siehe: Richard Wagner Der Donauraum. In: Ders.: *Habsburg. Bibliothek einer verlorenen Welt*. Hamburg 2014, S. 62-63, vgl. S. 62. Siehe dazu auch Anton Sterbling: Der Donauraum – Vielfalt und Konkurrenz. In: Ders.: *Polizeiarbeit, Identitätsfragen, Vielfalt der Moderne. Gesammelte Aufsätze 2012/2013* [Rothenburger Beiträge. Polizeiwissenschaftliche Schriftenreihe, Band 68]. Rothenburg/Oberlausitz 2014, S. 131-141.



## **Autorenverzeichnis**

**Włodzimierz Borodziej**, \* 1956, ist seit 1996 Professor am Historischen Institut der Universität Warschau und seit Oktober 2010 zusammen mit Joachim von Puttkamer Direktor des Imre-Kertész-Kollegs „Europas Osten im 20. Jahrhundert“ an der Friedrich-Schiller-Universität Jena.

Er war von 1999 bis 2002 Prorektor der Universität Warschau, sowie 1997-2007 Vorsitzender der Deutsch-Polnischen Schulbuchkommission. Von 1992 bis 1994 amtierte er als Generaldirektor für wissenschaftliche Dienste in der Sejmkanzlei der Republik Polen. Von 1979 bis 1984 war er wissenschaftlicher Mitarbeiter und von 1985 bis 1991 Assistenzprofessor am Historischen Institut der Universität Warschau, wo er 1984 promovierte und 1991 habilitierte. Zu seinen Forschungsschwerpunkten gehören die Geschichte Polens und Ostmitteleuropa im 20. Jahrhunderts sowie die deutsch-polnischen Beziehungen. 2014 erschien seine zusammen mit Maciej Górnny verfasste Synthese der Geschichte des Ersten Weltkriegs in Ostmitteleuropa (Nasza wojna, 1912-1923, Bd. 1: Imperia).

**Maciej Górnny**, \* 1976, ist Professor am Institut für Geschichte der Polnischen Akademie der Wissenschaften und wissenschaftlicher Mitarbeiter an dem Deutschen Historischen Institut Warschau.

Sein Forschungsinteresse gilt der Geschichte Ostmitteleuropas im 19. und 20. Jahrhunderts sowie der Historiographiegeschichte. 2014 erschien seine zusammen mit Włodzimierz Borodziej verfasste Synthese der Geschichte des Ersten Weltkriegs in Ostmitteleuropa (Nasza wojna, 1912-1923, Bd. 1: Imperia).

**Günther Heydemann**, \* 1950, absolvierte ein Studium der Geschichte, Germanistik, Sozialkunde und Italianistik in Erlangen, Bonn, Pisa und Florenz von 1970 bis 1976. Danach war er bis 1993 wissenschaftlicher Mitarbeiter und Assistent in Erlangen und Bayreuth, sowie am Deutschen Historischen Institut London und am Institut für Zeitgeschichte in München. Seit 1993 ist er Inhaber des Lehrstuhls für Neuere und Zeitgeschichte an der Universität Leipzig; seit 2009 zugleich Direktor des Hannah-Arendt-Instituts für Totalitarismusforschung an der TU Dresden.

**Rudolf Kučera**, \* 1980, ist wissenschaftlicher Mitarbeiter und seit 2012 Leiter der Abteilung für Forschung und Quelleneditionen am Masaryk Institut und Archiv der Tschechischen Akademie der Wissenschaften; nunmehr auch Stell-

vertretender Direktor für Forschung am Masaryk Institut und Archiv der Tschechischen Akademie der Wissenschaften. Seit 2012 lehrt er zudem am Institut für Internationale Studien der Karls-Universität Prag. Er promovierte 2008 im Rahmen einer Cotutelle zwischen der Freien Universität Berlin und der Karls-Universität Prag. Zwischen 2009 und 2010 war er Junior Fellow am Freiburger Institute for Advanced Studies. Von 2004 bis 2008 arbeitete er als Doktorand am Berliner Kolleg für vergleichende Geschichte Europas. Von 2005 bis 2006 war er am Institut für Geschichte der Universität Wien tätig. – Forschungsschwerpunkte: Kultur- und Sozialgeschichte Zentraleuropas im 19. und 20. Jahrhundert.

**Agnes Laba**, \* 1982, studierte Geschichte und Germanistik an der Albert-Ludwigs Universität Freiburg und der Universitat de Barcelona; sie promoviert an der Justus-Liebig Universität Gießen. Von 2010 bis 2015 arbeitete sie als wissenschaftliche Mitarbeiterin und Projektkoordinatorin am Herder-Institut für historische Ostmitteleuropaforschung in Marburg. Seit 2015 ist sie wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Neuere und Neueste Geschichte der Bergischen Universität Wuppertal.

**Jörn Leonhard**, \* 1967, Prof. Dr. phil.; im Jahre 1998 Promotion an der Universität Heidelberg. 1998-2003 Fellow and Tutor in Modern History, Universität Oxford, 2003/04 Stipendiat am Historischen Kolleg München; 2004 Habilitation an der Universität Heidelberg; 2004 bis 2006 Hochschuldozent für Westeuropäische Geschichte an der Universität Jena. Seit 2006 Inhaber des Lehrstuhls für Westeuropäische Geschichte an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg; 2007 bis 2012 Direktor der School of History am Freiburg Institute for Advanced Studies (FRIAS); 2012/13 Visiting Fellow am Minda de Gunzburg Center for European Studies, Harvard University.

**Anton Sterbling**, \* 1953, Prof. Dr., Dipl.-Soziologe an der Hochschule der Sächsischen Polizei. Geboren in Groß-Sankt-Nikolaus (Banat/Rumänien), Mitbegründer der regimekritischen Autorengruppe „Aktionsgruppe Banat“. Studium der Sozialwissenschaften an der Universität Mannheim. Promotion 1987 und Habilitation 1993 an der Universität der Bundeswehr. Mitherausgeber der Schriftenreihe „Beiträge zur Osteuropaforschung und der Zeitschrift „Land-Berichte. Sozialwissenschaftliches Journal. Redakteur der „Spiegelungen“ des IKGS München. Forschungsschwerpunkte: Modernisierungsforschung, Migrations- und Minderheitenforschung, Kultursoziologie, Sicherheitsforschung.

**Justus H. Ulbricht**, \* 1954, Studium der Geschichte, Germanistik und Allgemeinen Pädagogik in Tübingen 1974–1979, danach bis 1995 freier Wissenschaftler, Publizist und Erwachsenenbildner. Von 1995 bis 2009 in Weimar-Jena, zumeist an der Klassik Stiftung Weimar in Forschungsprojekten, dem Kolleg Friedrich Nietzsche und der Bildungsabteilung. 2011–2013 Geschäftsführer der Forschungsstelle Moderne Regionalgeschichte an der Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg. Seit 2013 wieder freiberuflich tätig. Forschungsschwerpunkte: Geschichte des deutschen Bildungsbürgertums im 19. und 20. Jahrhundert, Kulturgeschichte Mitteldeutschlands, Religionsgeschichte der Moderne. Lebt in Dresden.

## Aus dem Inhalt

**Untergang der „Welt von Gestern“ – Der Erste Weltkrieg als europäische Katastrophe. Geschichte und Erinnerung**

Justus H. Ulbricht

**„So zerbrechen auch uns heute alle rationellen Berechnungen“. Erwartung und Erfahrung im Ersten Weltkrieg**

Jörn Leonhard

**Die Kontinuität der Brüche und der Kampf zwischen Demokratie und Diktatur als Signum des 20. Jahrhunderts**

Günther Heydemann

**Unsere Feinde jenseits und diesseits der Grenze.**

**Die Ethnisierung der Imperien 1914–1918**

Włodzimierz Borodziej/Maciej Górný

**Die Rolle von Schulbüchern im deutsch-polnischen Grenzkonflikt 1918–1933**

Agnes Laba

**Vom Heroismus zur Tragödie.**

**Der Erste Weltkrieg im tschechischen Gedächtnis**

Rudolf Kučera

**Die Ukrainische Volksrepublik zwischen Ost und West.**

**Vom Glückskind des Ersten Weltkriegs zum Erzfeind der Nachbarn**

Mykola Kuschnir

**Der Erste Weltkrieg, das Ende der Habsburgermonarchie und das Banat**

Anton Sterbling